



Handgetriebener Silberbecher

Prof. Hans Beyssell

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 7

Inhalt des Juliheftes:

Alexander Kirchner: Der Breslauer Schneiderkrieg / Gedicht

Arthur Jahr: Verlorene Heimat

Friede Gewecke: Alte Heimat

Arthur H. Knoblich: Erde der Heimat / Gedicht

Dr. Willibald Rohrmann: Die „Moralischen Wochenschriften“
Schlesiens

L. Malten: Das elfte Jahr

Hans Beyßell, ein schlesischer Handwerker und Künstler

Dr. Arnold Wienicke: Ein Breslauer Schulmeister und der große
König

Berhard Senger-Ehlert: In fremdem Land / Gedicht

Erich Muschalla: Eine Rechtfertigung für Goethe

O. Th. Stein: Ein Turm löst Schuldhaft

Paul Majunke-Lange: Der Streit um die höchste Ehre

Ernst Günther Bleisch: Aus einem Sommer / Gedicht

Alfred Hein: Der Tod von Ypern

Reichsbund Deutscher Schriftsteller, Gau Niederschlesien

Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Juli 1935

Nummer 7

Zum 60. Geburtstage des Breslauer Balladendichters Alexander Kirchner

Der Breslauer Schneiderkrieg (1793)*

Ein Hoch den Schneidern! Höhnt nicht: „Meck, meck!“
Und spricht nicht von Nadelhelden!
Die Breslauer Schneider waren gar keck,
Wie alte Sagen vermelden.
Als Frankreichs Blutrausch am höchsten stieg,
Da brachten sie Breslau den „Schneiderkrieg“
Und schritten als erste vom Raten
Zum Taten.

Herr Alois Schyttko, ein Schneider von Gent,
War wandernd in Breslau gelandet,
Nachdem er in Frankreich den halben Konvent
Bemäntelt und neu gewandet.
Nun schwärmte er kühn von der neuen Zeit,
Von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit,
Voran von der Krone der Dreiheit,
Der Freiheit.

Minister Graf Hoym, der Stadtgouverneur,
Erfuhr von dem seltsamen Rauze.
Er nahm ihn höchstselber ins Kreuzverhör
Und riet ihm: „Halt Er die Schnauze!“
Allein Herr Schyttko blieb steif wie ein Bock.
Da wies ihn Graf Hoym erzürnt in den Stock
Und ließ ihn nach drittehalb Tagen
Verjagen.

*) Mit freundlicher Druckerlaubnis von Frankes Verlag und Druckerei Breslau: Alexander Kirchner: „Breslauer Balladen“, 2. Auflage, Preis: RM. 4,50.

Da tobte die ganze Bruderschaft:
Der Schneider ward zum Berserker.
Zwar nahm Graf Hoym die Schreier in Haft
Und warf sie in Stock oder Kerker,
Doch hier verschwor sich die ganze Zunft
Bis zu des Herrn Schyttko Wiederkunft
In ihrem Marterkasten
Zu fasten.

Dies Heldenbeginnen rührte den Mob
Und entflamnte die Brudergilden.
Sie griffen zur Wehre, hilfreich wie Job,
Und kamen mit Schurzfell und Schilden.
Die Neuerer schwangen ihr Donnerrohr,
Die Alten suchten die Armbrust hervor
Oder griffen im Kellerverliese
Zum Spieße.

Sie stürmten, doch Hoym verstand keinen Spaß:
Sie blieben im Feuer liegen,
Und siebenunddreißig bissen ins Gras.
Nur oderwärts konnten sie siegen.
Sie stürmten dort, was schon seit manchem Jahr
Den Weibern und Kindern zum Argernis war:
Im Gäßlein der Messerer: Buhlhaus
Und Schulhaus.

Graf Hoym war nicht stolz auf sein Waffenglück
Und bot den Rebellen den Frieden.
Die Schneider verlangten Herrn Schyttko zurück,
Der Breslau klüglich gemieden.
Die Gilden stellten als Friedensbeding,
Daß keinem der Meutrer der Taglohn entging,
Und Hoym fand die Wünsche der beiden
Bescheiden

Herr Schyttko, der maulstarke Mittelpunkt
Des Aufruhrs, kam abend zurücke.
Den Willkomm entbot ihm des Grafen Adjunkt
Am Markt an der Schmiedebrücke.
So endete Breslaus Revolution,
Nachdem die Gewerke den Bluttagslohn
Im Krüge „Zu den drei Unken“
Bertrunken.

Verlorene Heimat

Von Arthur Jahr

Manchmal, am Abend, wenn die Uhr leise tickt und der Tag verhaucht, steigt sie auf: die Erinnerung. Jahre, voll von Enttäuschungen, begrabener Hoffnungen sind vorbei, als seien sie nie gewesen, als habe eine gütige Hand sie dem Gedenken ferngehalten.

Es ist zagendes Schreiten ins Land der Jugend. Mancher wagt es nicht, sie zu sehen. Furcht oder Scham halten ihn fest. Ach, ich weiß warum. Ideale sind zerbrochen, Erhofftes wurde nie erreicht. Die Welt ist so ganz, ganz anders geworden.

Ich wage den Schritt, komme was wolle. — Es ist eine Dorfstraße. Die Häuser sehen mit dem Giebel nach der Straße. Sie sind alt. Am Torbogen aus Sandstein haben die Steinmetzen einer längst verklungenen Zeit Jahreszahlen eingegraben. Die Ziffern sind gotisch, breit und voll rechten Bauernstolzes. Anno Domini 1620. Das ist die älteste Jahreszahl, derer ich mich entsinnen kann.

Unterbau der Häuser ist gestampfter Lehm, oben Fachwerk. Welche schöne Formen kann man doch mit diesem Holz bilden. Aber die Handwerker von damals hatten Zeit, hatten Ruhe. Und immer wirkte mit ihnen das echte Gefühl für die Kunst der Heimat.

Die Dorfstraße ist ungepflastert. Es geht auch so. Der Gemeinderat hat einen harten Schädel. Und auch etwas Bauerngeiz.

Gänse watscheln aus dem Dorfteich. Ihre Federn glänzen fettig-weiß. Sie laufen hintereinander. Hühner baden im Aschenhaufen. Die Schweine haben den Schweinetrank hintergeschmaßt und grunzen im Koben. Es geht auf Mittag.

Auf dem Acker wächst spärliches Gras. Vor dem Friedhof stehen wie Schildwachen zwei alte Linden. Wind, leise rauschend, geht durch die Blätter. Helle Kieswege, halbversunkene Grabsteine, verwitterte und zerbröckelnde Inschriften. Die Dorfkirche überragt der kupferne Wetterhahn. Ein Begräbnis ist eine Angelegenheit des ganzen Dorfes. Selten stirbt einer. Es wird geweint, geschmaust und geprunkt. Da läßt es sich der Bauer etwas kosten.

Das Spritzenhaus mit dem eingesägten Luthertor im Tor. Stolz der Bauer, der die schnellsten Pferde hat. Es gilt als erste Feuerwehr am Brandort, Wasser zu geben. Das bedeutet die Prämie für die Feuerwehr des Dorfes. Der Mühlgraben liegt schwarz im Schatten der Erlen und Weiden. Das unterschlächtige Wasserrad arbeitet dumpf im verwitterten Holzkasten. Das Mühlenwehr rauscht. Weißfische blinken im Wasser.

Die Ernte ist schon vorbei. Bald klappern auf der Tenne die Dreschflügel. Der Segen der Erde füllt die Scheuern zum Bersten. Draußen stehen noch

die Kunkelrüben, auch der Hafer ist noch nicht überall hereingebracht. Altweibersommer webt über die Stoppelfelder. Schon wälzen sich am Abend und Morgen graue Nebelschwaden über die Fluren. Bald ist das Erntefest. Kuchen wird gebacken, mit Butter wird nicht gespart. Der Backofen frisst Unmengen von Reijigholz. Die heurigen Hähne lassen ihr Leben. Ein Kalb, ein feister Doppellender, wird geschlachtet. In der Räucherammer hängen noch ein Schinken und einige Speckseiten vom vorjährigen Schlachtfest. Die Bäuerin zieht mit der Spicknadel Speckfäden durch den rostfarbigen Leib der Hasen.

Denn es ist nun die Zeit der Jagd. Hasen und Rehe sterben unter den Schrotkugeln. Der Förster steigt abends auf den Anstand. Sonntags zwingen sich die Bauern in den neumodischen Anzug. Sie fühlen sich nicht wohl dabei. Enge Kragen und bunter Schlips werden nicht alle Tage getragen. Von anderen Dörfern des Kirchspiels kommen die Bekannten und Verwandten mit dem Landauer. Das Spritzleder ist blankgeschwärzt. Die vernickelten Laternen sind gepuzt, dicke Kerzen stecken darin. Die Füchse schnaufen, ihre Leiber sind blankgestriegelt und hauchdünn mit Leinöl abgerieben. Das Gefchirr glitzert in der Sonne des Frühherbstes. Auf den blankgeschuerten Fliesen der Diele liegt weißer Sand. An der Wand hängt der Erntekranz mit Ähren, Obst und bunten Papierstreifen. Die Kirche hat ihr Festkleid angelegt. Am Altar leuchtet der Kerzenschimmer auf Getreidepuppen, Korn, Weizen, Hafer und Gerste. In irdenen Gefäßen stehen Sträuße von Aden, Kornblumen und blutrottem Mohn.

Im Gasthof ist Ernteball. Mägde und Knechte sind übermütig, lustig. Rivalen von anderen Dörfern werden vertrieben. Holt euch eure Mädchen woanders. Am Abend kriechen Nebel über die Felder. Es ist eine milde Nacht. Feßen der Tanzmusik wehen über die Stoppelfelder. Ein Hund bellt. Stillter werden die Straßen. Alles Licht ist erloschen. Aber der fruchtgebärenden Erde wölbt sich der sternenglitzernde Himmel. — — —

Vorbei! Vorbei! Ich sitze im Zimmer und träume. Draußen rüttelt der Nachtwind. Still und dunkel ist es in der Stube. Ich sitze in der Großstadt. Dorfheimat ist vorbei. Es blieb nur die Erinnerung.

Ich mag nicht zurück nach der Stätte der Kindheit. Ich fürchte, die Heimat ist so ganz anders geworden.

Fabriken ziehen nach dem Dorf. Schlote greifen nach dem Himmel. Ein Bergwerk mühlt in den Eingeweiden der Erde. Aber die Felder ziehen die hohen Masten der Hochspannungsleitung.

So trage ich die Dorfheimat nur noch im Gedenken.

Liebe, alte anheimelnde Heimat! Ich liebe den Brodem deiner Erde.

Oft steigt sie auf im Dämmer des Abends. Sie ist so fern und mir doch immer nah. Immer bin ich dann wieder jung und fühle mich groß und reich und selig.

Alte Heimat

Von Friede Gewede

Wie es so kommt — am letzten Waldrand reißt du die Wagenfenster auf, siehst blaß am Horizont — seltsam vertraut und seltsam fern, die Türme der Vaterstadt erstehen, gehst durch die schmalen Straßen, erblickst hier und da Gesichter, scheinbar wohlbekannt und doch ganz fremd. Jahre der Erlebnisse und Erfahrungen sind darüber hinweggegangen. — Du suchst Vergangenheit in Erscheinungen, in dunklen Mauern alte Heimat — Kindheit, Jugend. Nur leise noch reichen ihre Stimmen bis zu dir. Die Zeit hat alles gewandelt. Und du möchtest erinnernd die Wege zurückwandern in jenes alte Land, das nur das deine war, erfüllt vom Bilde deiner inneren und äußeren Landschaft, deinen Feldern, Wäldern und Wiesen, deinen Menschen, deinen Wünschen, Hoffnungen — ein buntes Bilderbuch, gemalt mit aller kindlichen Liebe und Phantasie.

Du suchst die Pfade — gehst in den Garten. Wo blieb seine weltweite Fülle, sein Reichthum? Groß ist er nicht, und nützliche Wäscherpfähle recken jetzt ihre vier Stummelärmchen in die Luft. — Wo sind die Geheimnisse des dickwandigen Kellers, in dem reglose Fledermäuse winteren? Schien er nicht unglaublich hoch? Erst auf dem Krautfaß stehend, war es möglich, mit blakender Kerze schwarze Figuren an die Deckentünche zu malen. Heute ziehst du den Kopf ein, um nicht anzustoßen. — Virgt die Bodenkammer noch alle Wunder und Karitäten: die Weihnachtskiste mit Engelshaar und Bethlehemsstern, Silberkugeln und Lametta — den enormen Puppenwagen mit der „Wachstuchplau“ — der großen Schwester hellblaues Jagdhingskostüm, seine Eulenspiegel-Zipfelmütze — das Glanzbilderalbum und die Zensurenhefte? Es raschelt unter den Papieren. Zwei kleine flache Pappkästchen liegen dort, weiß bezogen (Goldsternchen- und -blättermuster rundum), mit leichtem Deckel abgeschlossen. Auf schimmernden Wellen weißer Spitze schwimmen Goldbuchstaben, von Rosen umkränzt: Zur Erinnerung an die Heilige Taufe. Taufbriefe.

Die ovale Mitte ist ein fazettenreicher kleiner Spiegelglassee, auf dem — stille Wasserrose — ein lächelndes Engelsköpfchen schwebt. Alles das fester, hoher Schmuck eines blauen Umschlages, goldbetaut. Auch dieser tut sich auf. Ein gefalteter Brief liegt darin, und ich lese:

In Seinen Gnadengarten
pflanz, Kind, dein GOTT dich ein.

Da will ER deiner warten
und treulich bei dir sein.

Schutzengel stehn zur Seite,
mein Kind, dir immerdar.

GOTT gibt dir das Geleite
und schützt dich wunderbar.

von seiner getreuen Tante
Dem lieben Taufkinde gewidmet

15. 11. 19 zu

Kommt mir jetzt nicht und lächelt heimlich: sentimentaler Nährkitsch. Die schimmernden Wellen seien plissiertes Gewebe oder gar Tarlatan, die Verzierungen, Stanzen aus Gold- und Silberpapier, und der Text der Patenbriefe wurde in Obereschlesien zu Tausenden gedruckt. Tut euch nicht so wichtig. Ich will von eurer Weisheit diesmal nichts wissen — laßt mir meine Patenbriefe.

Der zweite ist rosa-silbern. Man sagt, das wäre die Farbe der neugeborenen Mädchen. Wie komme ich nun aber bloß zu jenem blau-goldenen? Erwartete man sicher einen Jungen, und war der Brief schon vorher gekauft? Ich werde die Frage heute nicht mehr klären.

Er ist ein Gedicht in weiß und rosa, mit silbernen Sternchen betupft. Leider fallen sie schon von dem duftigen Schleiergespinnst ab, das friedvolle Lagerstatt für ein wächsernes Himmelskind bildet. Klein wie ein Daumenglied liegt es in schlafrosiger Süße in seinem Gazebettchen. Brust und Bäuchlein wölben sich schmal, das rechte Armchen greift hehend nach etwas Unsichtbarem. Die kleinen Füße, an denen zu modellieren nichts vergessen wurde, legen sich wärmend aufeinander. Ein winziges, rosa Tüchlein deckt die Schenkel. Die linke Wange ist blaß, ein wenig zerkratzt. Sie sind schon alt, die Patenbriefe. Der Wunschboden innen scheint vergilbt. Eine seidige Locke fällt heraus, semmelblond — (das bist du) — Bilder eines Familienalbums sehe ich: ein pausbäckiges Kinder Gesicht mit heller Mähne und großen blauen Augen mit stark fragendem Ausdruck: das warst du — einmal. — Die Haare sind dunkler geworden, die Augen grau, und auch das Fragen hat man sich abgewöhnt.

Lieblieh mögen dich Engel umschweben,
freundlich dich schmücken mit Liebe und Glück.
Wonne durchziehe dein fröhliches Leben,
leuchtend erstrahle dein traulicher Blick

steht auf der Tafel des Wunschbogens, um die ein Engel Palmzweige legt. Mit seiner Linken stellt er einen Kelch darauf. In leuchtender Schöne erglüht aus ihm das Kreuz Christi, über dem Putten ein Spruchband schwingen. „Gott mit dir“ wünscht es. — War Gott mit dem Kinde, der ohne Not kein Haar von eines Menschen Haupt und keinen Spatzen vom Dach fallen läßt? Ist ihm das Leben nichts, viel oder alles schuldig geblieben von dem, was es versprach mit Schutzengel, Liebe, Glück und fröhlichem Strahlen?

Ich kenne das Becken, über dem ich getauft. Wüßte heute noch mancherlei Spitzen seiner Decken Muster für Muster nachzuzeichnen. Der silberne Schein der großen Schale glänzte matt durch die dämmernde Kirche, wenn wir mit List und Tücke dem Küster die Kirchenschlüssel abgeluchst hatten, über Dachstühle und wackelnde Turmtreppen kletterten, jeden Winkel untersuchten und in dunklem Orange unsere Gesichter spiegelnd zum blanken Boden des Beckens neigten.

Über uns schwankte der schwere, beruhigende Steinbaldachin, der die barocke Fülle der Johannis- und Täuferszene trug. Auf der Unterseite schwebte die Taube des heiligen Geistes vor einem Strahlenkranze. Er schenkte unseren Köpfen im Spiegelbild einen glänzenden Heiligenschein. — Aus goldenen

Sternen hoch oben am dunklen Deckengrunde entsprangen die Stahlseile, die unten das Kirchenschiff mit der Lichterfülle ihrer Leuchter überschütteten.

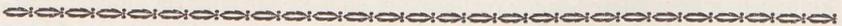
Ich kenne den alten Geistlichen, dessen segnende Hände über dem Täufling erhoben waren. Sie sind heute faltig und weise, das Haar unter dem Samtkäppchen schneeweiß und dünn. Hat er damals schon gesprochen — „und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft“ — das Wort, das dich heute noch tief anrührt — —

„Deine getreue Tante“ — schreibt sie.

Liebe Tante, du warst damals noch jung, hattest selber vier Töchter und zwei Söhne und blühtest. Dein Mann ist schon lange tot. Er zündete für mich immer die Streichhölzer an seiner Lederhose oder den Schuhsohlen an und ließ mich die Tauben mit Kukuruz füttern. So viel ich weiß, blieb dir — ein Eisernes Kreuz. Nun bist du eine alte Frau mit vielen Runen und Falten, liebe Tante. Was für schöne Schwestern seid ihr gewesen, Mutter und du. Euer beider Bilder sind ganz deutlich. Schmale, gar nicht ländliche Gesichter (woher ihr ja kamt), feine lange Nasen und hohe Stirnen unter einem glatten madonnenhaften Scheitel. — Deine blauen Augen, Mutter, liegen heute tiefer im Kranze von Stundenzeichen der Sorge und Trauer. Du bist auch allein. An den Schläfen spinnen silberne Flöckchen des sonst noch dunklen Haares. Deine alten, alten einfachen Goldohrringe glänzen stumpf und verbraucht, Erbstück der ganz jung verstorbenen Mutter.

Aber ich sehe dich mit den Augen deiner und meiner Jugend, strahlend-schöne, ernste und verständige Hüterin des Hauses, dessen ewige Wärme ich jetzt spüre, als nähmest du mich noch heute wie beim abendlichen Spazierengehen im Sommer unter die seidenartige Weiche des hellen, knielangen Tuchcapes — damals gewiß ein kleiner und seltener Luxus für dich — Beglückung für dein spielerisches Kind, das glaubte, aller Welt ein Rätsel aufzugeben, weil vier Beine darunter und nur ein Körper zu sehen waren. In aufblühender Liebe, die die Dunkelheit unter dem Tuche schamhaft verbarg, an deine Taille geschmiegt, glitt eine Kinderseele — traumhaftes Schiff über friedvolle Wasser — dahin, selig und — geborgen.

So laßt mir meine Patenbriefe . . .



Erde der Heimat, von unsern Vätern geschenkt,
vom Schweiß und Blute getränkt;
Erde der Heimat, vom Schicksal und Leid überrührt,
von dunklen Mächten durchstürt;
Erde der Heimat, du unser Segen und Brot,
du unser Fluch, unsere Not;
Erde der Heimat, in deinen geheiligten Schoß
verrinnt unser menschliches Los;
Erde der Heimat, dir unsre Liebe, dir unser Streben,
dir unser kurzes, armseliges Leben.

Arthur H. Knoblich

Die „Moralischen Wochenschriften“ Schlesiens

Von Dr. Willibald Köhmann

Die literarwissenschaftlichen Bemühungen setzen vorerst immer um deutlich erkennbare Höhepunkte, um Individuen, Gruppen, Strömungen ein. Von da aus wagt man sich, gleichsam hinabsteigend, in den Bereich der dritten, vierten, fünften Werte. Weniger kommt es dabei dem Betrachter und Forscher auf das Werthafte an, mehr auf die Atmosphäre, auf ein Stück Lebensraum und Lebenswirklichkeit eines Volkes. Und in diesem Bereich werden andere als die ästhetischen Forderungen offenkundig. Dem Dichterischen mischen sich fremde Elemente, durchbrechen es, lockern es auf. Zwecke und Ziele strömen ein, überwuchern das dichterische Gefüge, benutzen es nur noch als Gehäuse. So finden wir es bei den „Moralischen Wochenschriften“: Die haben ihre Bedeutung mehr in kulturellen und ethisch=politischen Bereichen als in dichterisch=ästhetischen. Sie liegen — was Deutschland und Schlesien insbesondere angeht — zwischen Höhepunkten dichterischen Daseins, in dem Tal zwischen Barock und Klassik und Romantik. Haben dort ihren Stand, haben dort Sinn und Wert.

Die „Moralischen Wochenschriften“ sind ein rein bürgerliches Werk. Bürgertum war vorerst in England mächtig geworden; dann in Holland. Während anderwärts der Adel Arm in Arm mit dem Absolutismus die Führung in kulturellen Dingen hatte und beanspruchte, erzeugte die Sittenlosigkeit am englischen Hofe eine puritanisch=bürgerliche Gegenströmung. Sie fand u. a. ihren Ausdruck in den moralischen Wochenschriften von Steele und Addison (1709—13). Diese Schriften waren nicht nur ethisch=politisch gerichtet, sie kämpften auch für ein volkstümlich=nationales Schrifttum, das im Gegensatz stand zu dem französischen Klassizismus und zum Rokoko. Der Erfolg dieser Schriften war groß. So blieb Nachahmung nicht aus. Und Deutschland übernahm diese Gattung, stellte sie in den Dienst der Sittenbesserung und einer vernunftgemäßen, irdisches Glück erstrebenden Einrichtung des Daseins im Sinne der Aufklärung. Satt war man der religiösen Diskussionen, man richtete sich im Hiesigen ein, ohne in das Extrem üppiger Ausschweifung zu verfallen. So bieten die deutschen und englischen moralischen Wochenschriften ausgesprochen bürgerliche Kost, Nahrung für einen zäh und beharrlich aufstrebenden Stand.

Hamburg ist das Einfallstor auch für den Import englischer Wochenschriften. Schon 1713/14 gibt Mathesons „Beriünftler“ eine Auswahl aus dem „Spectator“ und „Catler“. Die berühmten Schweizer, Bodmer und Breitinger, bringen 1721—23 die „Diskurse der Maler“ heraus. Von ihnen empfing ^{schid} Gottfried die Anregung zu den „Cadlerinnen“. Als Vorbild wirkte öfters auch der Hamburger „Patriot“ (1724—26). Jetzt wächst die Flut dieser Schriften das ganze Jahrhundert hindurch, und Deutschland steigerte die Produktion um das Doppelte der englischen — auf etwa 500 —, während Frankreich sich mit etwa zwei Dutzend begnügte.

Die deutschen Landschaften wetteifern miteinander, wenn nicht in der Sittenbesserung, so doch zumindest in der Herausgabe von moralischen Wochenschriften. Schlesien, das ehemals gepriesene Dichterland, beteiligte sich — was die Quantität angeht — an diesem Wettbewerb in hervorragendem Maße. Schon 1731 wagte es sich mit der ersten moralischen Wochenschrift heraus. Sie führte den Titel: „Die vor sich und ihre Kinder sorgfältigen Mütter“ und erschien bei Joh. Gottl. Böhm in Schweidnitz. Der Verfasser hüllt sich in die damals beliebte Anonymität. Gemeinsam zeichnen als Verfasserinnen nämlich drei gelehrte Breslauerinnen Iris, Aesculapia und Angerone. Vorbild sind mit drei Verfasserinnen die „Vernünftigen Tadelrinnen“. Ihnen steht der Vetter der einen, ein Arzt, als gelehrter Beirat zur Seite. Er redigiert die Arbeit der drei und klebt ihnen ein lateinisches Motto vor — eine auch sonst beliebte Manier, um den Dingen ein wissenschaftliches Aussehen zu geben. 1733 ist diese Schrift mit ihrem Atem am Ende. Im nächsten Jahre fühlen sich die Männer genötigt, das, was den Kindern im allgemeinen galt, für das männliche Geschlecht enger auszuwerten in der Wochenschrift: „Die für sich und ihre Söhne sorgfältigen Väter“. Siegert in Hirschberg zeichnet als Verleger, der Herausgeber macht seinen Namen nicht bekannt.

Als Verfasser wollen diesmal drei geborene Schlesier gelten, die dem männlichen Geschlecht „einen reinen Geschmack von seiner Leibespflge und Lebensordnung“ beizubringen beabsichtigen. Nun gibt es aber eine berechtigte Vermutung, wer der Verfasser der beiden Schriften sein könnte. Klawitter glaubt ihn nach Stil und Anlage der beiden Zeitschriften in dem Hirschberger Arzt und Dichter Kaspar Gottlieb Lindner gefunden zu haben. Diese Vermutung stützt sich mit Recht u. a. darauf, daß Lindner während seines Studiums in Halle auch die moralisch-literarischen Bestrebungen Gottscheds kennengelernt hatte.

Mit zwei Wochenschriften — von den 21 deutschen des vierten Jahrhunderts — beteiligt sich so Schlesien erstmalig an dieser Gattung. 1743 wird dann der „Pilgrim“ in Piegwitz gegründet. Er enthält — in Anlehnung an ein englisches Vorbild — die Erlebnisse eines namenlosen Pilgers in Pieserungen. Durch ein Traumbild wird dieser zum Pilgerleben geführt. Ein moralisches Abenteuer reiht sich an das andere: Freundschaft, Schule, Universität, Ehe u. dergl. behandelt in erzählender Form der literaturbeschlagene Verfasser; zumindest kennt er den „Zuschauer“ Addison, die „Vernünftigen Tadelrinnen“, den „Patrioten“, Brockes. In den 50er Jahren begegnen uns vier Schriften: „Der Freimütige“ — Breslau 1751; „Der neue französische Zuschauer oder Vorstellungen, worinnen die Sitten der heutigen Welt nach dem Leben geschildert werden. Aus dem Französischen übersetzt“ — 1752—54. In Piegwitz kommt 1753—55 „Von allem Etwas oder der schlesische Schriftsteller nach der Mode“ heraus. Eine Mischung von Vers und Prosa, Scherz und Ernst. 1758 wird von Prof. Burghard „Der forschende Schlesier“ in die Welt geschickt.

Das nächste Jahrzehnt liefert 1761 den „Freund“ und die „Abendstunden in lehrreichen und anmutigen Erzählungen“, fortgesetzt in „Neuen Abendstunden“

mit langer Lebensdauer, nämlich von 1761—1776. In den folgenden Jahren wächst die moralische Wochenschriftstellerei noch stärker an, erst im Beginn des 19. Jahrhunderts verebbend. Ohne Vollständiges zu liefern, verzeichnen wir noch rasch einige Namen aus dieser Gattung; zuweilen ist freilich der Titel das einzige, was blieb. Also:

- „Das Breslauerische Wochenblatt von 1760“
- „Wochenschrift zum Besten der Hausarmen“
- „Das Kränzel“
- „Makulatur“
- „Breslauerische Unterhaltungen“
- „Semeinnützige Beiträge zum Unterricht und zum Vergnügen“
- „Beobachtungen in der literarischen und moralischen Welt zur Aufnahme des guten Geschmacks und der guten Sitten in Schlesiens.“
- „Nieder-schlesisches Magazin“ — Ein Lesebuch für alle Stände
- „Niegütische Beiträge zum Nutzen und Vergnügen“ usw.

Schon im Namen der Schriften kündigt sich zuweilen Geist und Wille der Aufklärung an; etwa „Niegütische Beiträge zum Nutzen und Vergnügen“ oder „Semeinnützige Beiträge zum Unterricht und Vergnügen“. Auch wo die Aufklärung nicht schon im Titel herauschaut, ist sie doch durchgehends, bestimmt Form wie Fülle der Schriften. Was nicht Gegenstand ist, das ist: Leichtfertigkeit=Triviales und spezifisch Philosophisch=Theologisches, weil letzteres auch dem Verständnis der breiten Masse nicht entgegenkam. Denn um deren Heil kümmert man sich.

Um den Menschen geht es den moralischen Wochenschriften, um dessen Glückseligkeit. Das wird der Inhalt vieler Artikel, in denen man heidnische und christliche Ethik über die Bürger ausschüttet. Und auch das ist durchgängig noch in den schlesischen moralischen Wochenschriften: die Vernunft ist letztlich entscheidend in den Fragen des Lebens. Der Verstand, heißt es etwa, ist die Hauptquelle unserer Handlungen. Aufgeklärt muß der Verstand werden. Und das muß die Absicht des Schriftstellers sein, den Verstand auszubilden und die Kenntnisse zu erweitern. Damit wird das Wesentliche im Menschen gestaltet und veredelt. Denn der Gebrauch der Vernunft ist es ja, was den Menschen von den anderen Wesen unterscheidet. Diese Fähigkeit gab der Schöpfer dem Menschen, daß er einen pflichtgemäßen Gebrauch von ihr mache. Und der besteht in der gründlichen Erkenntnis nützlicher Wahrheiten, in der Bestimmung seiner Freiheit nach dieser Einsicht und in der Beförderung der Glückseligkeit durch Wahrheit und Tugend (Kränzel IX). Das ist Aufgabe der moralischen Wochenschriften, den Menschen an die Wahrheit heranzuführen.

Ist so die Vernunft zum Bewirker und Lenker alles Handelns und Denkens geworden, hält sie sich nicht nur im Abstrakten, sondern wird praktisch. Sie greift in das tägliche Dasein ein, will es gestalten. Der Einsatz geschieht beim einzelnen, das Ziel aber heißt Reform des gesamten Volkslebens.

Einige Materien auch der schlesischen moralischen Wochenschriften sind so: Freundschaft, Liebe, Sinnlichkeit, Stolz, Eitelkeit, Gefallsucht, Schmeichelei. Selbsterkenntnis wird verlangt. Die Todesfurcht wird bekämpft, das Glück der Einsamkeit gepriesen. Über Kleiderluxus, unmäßiges Essen und Trinken wird allenthalben geklagt. Die Ausländerei wird an den Pranger gestellt und auf das eigene Volkstum mahnend verwiesen. Der Aufklärer kämpft gegen Wahrsagerei und Aberglauben, gegen Unwissenheit und geistige Interessenlosigkeit. All diese Stoffe machen sich mehr in den ersten Jahrzehnten in den schlesischen moralischen Wochenschriften breit. Zusehends lockert sich das Gefüge der Schriften auf. Der moralische Charakter wird durchbrochen von belehrenden Artikeln, wissenschaftlichen Abhandlungen, geschichtlichen Darstellungen.

Einige Teilberichte sollen uns noch kurz beschäftigen. Als hervorragenden Zug der moralischen Wochenschriften kennzeichnet sich ihr pädagogischer Charakter. Es wurde schon betont, daß Aufklärung allgemein der Erziehung des Menschen sich widmet. Im besonderen ist das Kind Mittelpunkt erzieherischen Strebens. Freilich wird dessen Bereich nicht als eigenständig angesehen, sondern Kind gilt nur als Vorstufe des erwachsenen Menschen. Lockes Gedanken über Erziehung werden schon im „Pilgrim“ begrüßt. Eine individuelle Erziehung wird den Eltern angeraten; freilich entscheidet man sich nicht, ob man der öffentlichen oder Hauserziehung den Vorzug zu geben habe. Dringend mahnt man aber, bei der Wahl eines Privatlehrers nicht den Geldbeutel entscheiden zu lassen, sondern die Fähigkeit des Lehrers. Überhaupt hänge, so heißt es in den „Gemeinnützigen Beiträgen“, vom Unterricht der Kinder das Wohl und Wehe des Landes ab. So muß also die Schule verbessert werden, die Lehrbücher erfordern eine gründliche Revision. Im Sinne Rousseaus wird es abgelehnt, daß die Erziehung — besonders die in den städtischen Schulen — nur darauf ausgeht, große Gelehrte, Künstler und Handwerker zu züchten, auch die körperliche Seite des Menschen müsse beachtet werden. Nur scheidet die Schlesier unbedingt von Rousseau, daß sie das Christentum bejahen und den Christen in der Erziehung fordern. Etwas abwegig erscheint es, daß einmal die Ursachen für die Vernachlässigung und die Fehler der Kinderzucht allein im Nationalcharakter der schlesischen Frauen gesucht werden, die sich durch tändelndes Wesen und unleidlichen Stolz auszeichneten. (So die „Beobachtungen in der literarischen und moralischen Welt zur Aufnahme des guten Geschmacks und der guten Sitten in Schlesien“.) Das Ziel aller Erziehung aber heißt: Seele und Körper durch die Kultur vervollkommen und alle Kräfte derselben so zu bessern und zu erhöhen, daß durch ihre Harmonie die Glückseligkeit des ganzen Menschen gemehrt wird.

Der männlich belehrende Charakter der Wochenschriften ist offensichtlich und spricht sich besonders den Frauen gegenüber aus, an denen man eine Unmenge von Untugenden zu rügen hat. Immer erneut: Neugier, Schwatzhaftigkeit, Eitelkeit, Putzsucht. Die unnützen Zeitvertreibe der Frauen werden gern aufs Korn genommen. Die übermäßige Empfindlichkeit wird getadelt. Wem Schönheit abgeht, wird belehrt, daß Schönheit eine bloße Einbildung sei und

nach Raum und Zeit anders beurteilt werde. Mit einer neuen Mädchen-erziehung sucht man allen Ubeln zu begegnen. Auch Anteil an der Gelehrsamkeit wird den Frauen zugestanden; nur soll die nicht als Putz, sondern als Kleinod wirken. Mancher Autor sieht die Frauen allerdings lieber auf anderen Gebieten tätig. So gibt der Herausgeber des „Breslauerischen Wochenblatts“ von 1760 einer Frau auf die angebliche Frage, ob sie sich mit Versemachen oder Kochen beschäftigen müsse, die durchsichtige Antwort: „Sollte sie und ihr Herr am Ende auch keine ganzen Manschetten mehr und durchlöchernte Strümpfe haben, so wird es alsdann erst recht gelehrt aussehen. Ich wünsche Ihnen nach dem Maß, wie das Vermögen den Krebsgang geht, in der Gelehrsamkeit einen ferneren Fortgang.“

Gute Erziehung und Bildung ist nach derselben Wochenschrift auch Gewähr für eine gut geführte Ehe. Mißratene Ehen sind von Eltern verschuldet, die ihren Kindern einen Satten aus irgendwelchen Absichten aufzwingen; ferner die Folge von Selbstsucht, Eifersucht, Eigennutz und Leichsinn — Dinge, die jegliche Erziehung zu beseitigen hat.

Echte Erziehung befaßt sich nach den moralischen Wochenschriften nicht nur mit dem Menschen, sondern auch mit seiner Beziehung zu Gott. Die Auffassung der Religion freilich ist verschieden; bald im Sinne des Deismus, bald im Sinne des Christentums. Einmütig aber ist man in der Ablehnung der Freigeisterei. Lächerlich ist es — so erklärt der „Pilgrim“ —, Religion für eine Erfindung des Menschen, seiner Furcht, seiner List zu halten. Quelle aller Atheistereien sei eine unordentliche Erziehung. Nicht nur der einzelne, auch das Gemeinwesen hat von der Religion Vorteile. Im Gefolge der Freigeisterei aber machen sich Geschwätz, Hohlheit, Blindheit, Leere breit. Das wird durch die Erzählung einer Reise ins Land der Freigeister verdeutlicht. Der Führer der Freigeister heißt Windbeutel. Kirchen sind diesen Leuten unbekannt. Freiheit ist ihr angebetetes Wort. Gewissen, Glaube, Auferstehung, Strafe, Belohnung, Unsterblichkeit, Himmel und Hölle aber sind ihnen unbekannte Begriffe. Immer wieder wird das Bild des Freigeistes gemalt, weil Schlesien angeblich damit gesegnet sei. Jede Außerlichkeit, die sich religiös verbrämt, wird gebrandmarkt. Etwa: das Kleider-zur-Schau-Tragen in der Kirche, die kupplerische Ausnutzung von Taufen usw. Der christliche Wochenschriftler erinnert seine Leser an die Fastenzeiten mit Vers oder Prosa. Echt rationalistisch aber mutet es uns an, wenn von der Förderung der Wissenschaft und Gelehrsamkeit auch eine Vertiefung in der Religion erhofft wird.

In den deutschen moralischen Wochenschriften tritt — darin sich scheidend von den angelsächsischen — das literarästhetische öfters in den Vordergrund. Die schlesischen Schriften weichen darin nicht von den deutschen ab. Sie stellen sich vor allem — wie schon bei den Anfängen der literarischen Kritik in den kritischen Zeitschriften des gleichen Raumes und der gleichen Zeit festgestellt werden konnte — die Pflege schlesischen Literaturlebens als eine ihrer Aufgaben. Der ehemals weitbekannte Dichterruhm der Schlesier ist freilich dahin; nun muß neues dichterisches Leben gehegt und erhofft werden. Mit poetisierendem Gelichter, mit Wein und Liebe besingenden Poeten ist Schlesien

indes nicht gedient. Den Tiefstand, Verfall und die Fehler der schlesischen Poesie sähe zwar jeder ein, aber wenn einer Vorschläge für Besserung mache, so habe man hunderterlei auszusetzen, und erreicht werde schließlich gar nichts. Als Vorbilder hat man sich — so 1753: „Von allem Etwas“ — Opitz, Canitz, Besser, Brockes, Neukirch, Haller, Sellert gewählt. Segen Klopstock und die Schweizer und ihren Schwulst ist unverföhnlicher Kampf angesagt. Und wie man noch 1772 zu Klopstocks unverdaulichen Poesien stand, zeigt ein Gedicht auf den Tod eines Poeten:

Der allerliebste Reimenlieb,
Der solche sanfte Verse schrieb,
Ist todt. — Wahrhaftig! Das ist schade!
Starb er aus Hunger? — Nein! — an Klopstocks Messjade.

Indessen teilen die moralischen Wochenschriften mit den literarkritischen Publikationen das Interesse für die neuentdeckte altdeutsche Dichtung. Shakespeare wird gleichfalls gebührend beachtet. So bringen die „Liegnitzischen Beiträge“ einen großangelegten Vergleich des Weisesehen und Shakespeareschen „Romeo und Julia“. Wichtig erscheint uns, daß Shakespeare den Corneille und Racine vorgezogen wird. Die ganze Untersuchung hat den Zweck, die Lektüre Shakespearescher Dramen zu fördern.

Daß die Wochenschriften auch einander kritisieren, wird nicht wundernehmen. Einer wirft dem andern Planlosigkeit, schlechten Geschmack, Abschreiberei, unverdauliches Zeug vor. Dieses Geplänkel geht besonders zwischen den Wochenschriften „Makulatur“, „Extrapost“, „Kränzel“, „Theatralisches Wochenblatt“, „Wochenblatt für die Hausarmen“, „Semeinnützige Beiträge“ und „Beobachtungen“ eine Weile hin und her. In unserer Sicht freilich ist der werthafte Unterschied zwischen den einzelnen Schriften nicht eben groß, und eine Darstellung der Auseinandersetzungen erübrigt sich.

Vom Dichter hat man sich ein rationalistisches Bild geschaffen. In ihm mischen sich der Gottesgelehrte und der Weltweise, der Natur- und der Geschichtskundige, der Sittenlehrer und Sprachverständige. Dichtung ist Ausfluß einer edlen Ruhmbegierde, einer echten Wahrheits- und Tugendliebe.

Dem Wesen der Aufklärung entspricht es durchaus, wenn auch Gebiete wie Volkswirtschaft, Landwirtschaft, Gesundheitslehre, Geschichte usw. in den moralischen Wochenschriften abgehandelt werden. Die Natur ist voll ungehobener Schätze; sie wartet auf die Forschung, die eine edle Neugierde heißt. Und was der Forscher im engen Kämmerlein gefunden hat, das muß in die Öffentlichkeit getragen werden.

„Der forschende Schlesier“ spricht geradezu von dem Beruf der Wochenschriften, das Schwere leichter, das Dunkle deutlicher, das Nützliche allgemeiner zu machen. So beschäftigt sich diese Schrift reichlich mit Natur- und Geschichtskunde. Heimatkunde hält sie für wichtig. Denn auch die ist Weg, daß der Verstand aufgeklärt, das Herz gebessert und auf Gott hingelenkt wird. Ja, die Vernachlässigung der Naturgeschichte habe geradezu die Gottlosigkeit verursacht. In Brockescher Manier sieht man die Natur und findet Gott und sein Gesetz in ihr wirksam. Das geht in buntem Reigen einher:

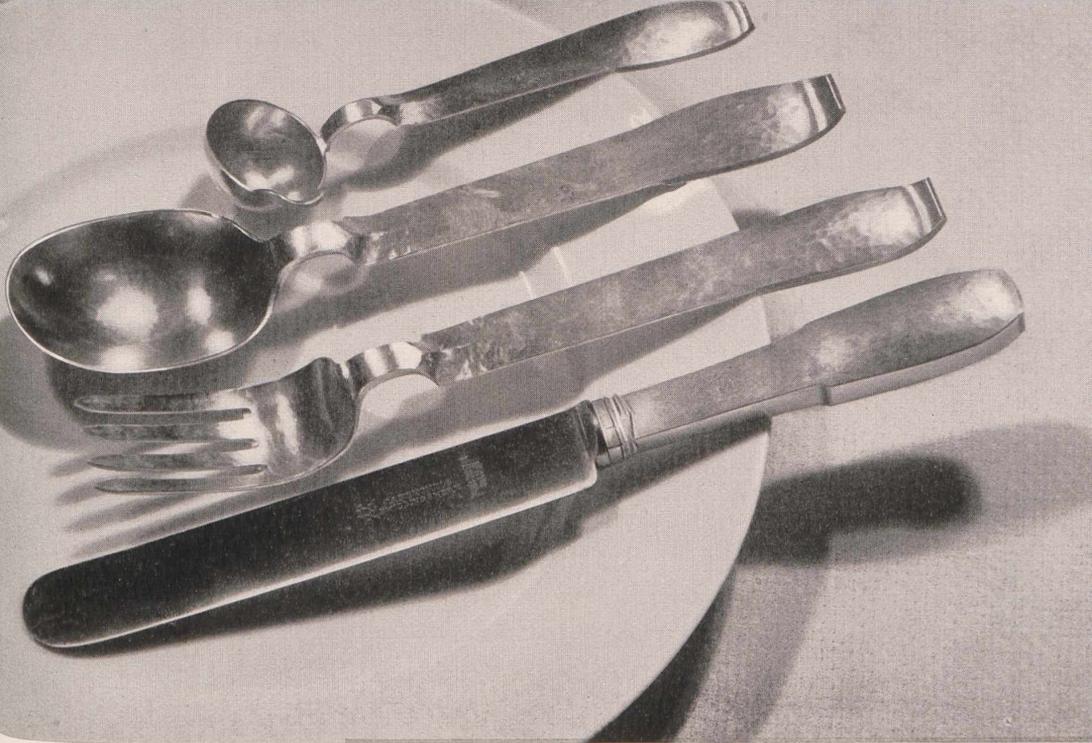
Gedanken zum Lissaboner Erdbeben, Versuche mit Elektrifiziermaschinen, Untersuchungen über Schlesiens Erdarten, über Torf, Perlen, schlesischen Bernstein usw. Der Historiker erzählt von Peter Wlast und Marbod, die Geschichte von Piegnitz wird in Fortsetzungen veröffentlicht. Auch die ausländischen Völker und ihre Eigenarten vergißt man nicht zu beschreiben.

Die Gesundheit wird verstandesmäßig zu befördern gesucht, das viele Essen, Trinken, Schlafen als schädigend getadelt. Eine heftige und ergötzliche Anklage wird einmal gegen das Tabak schnupfen vorgebracht. „Schon früh im Bette“ — heißt es in den „Für sich und ihre Söhne sorgfältigen Vätern“ 1734 — „stopft der Mann sich die Nase voll. Unter dem Aufstehen braucht er Taback. Steht er an der Thür, so braucht er Taback. Steht er über die Gasse, so braucht er Taback. Zu allen seinen Verrichtungen muß ihm Taback Muth machen. Bei der Mahlzeit liegt die Dose neben dem Teller. Bei Tee- und Coffee-Trinken steht sie neben dem Schälchen. In der Kirche ruht sie neben dem Buche. Bey dem Bett steht Taback. Auf dem Schreibpult steht Taback. Und kriegt er nun abends wieder in die Federn, so ist seine Tabacksdose seine Beyschläferin, der er gewöhnlicher Weise die Nacht durch bei Schlaaffen, Träumen und Wachen keine Ruhe läßt.“

Die Form, in die man moralische Gedanken kleidet, ist von den englischen Vorbildern übernommen. Ein trockener und lehrhafter Ton wird zu vermeiden gesucht. Man liebt das Gespräch, die Lebensbeichte, Traum und Brief, Zuschriften an den Herausgeber der Wochenschriften, Chroniken, Fabeln, Reden, Märchen, Allegorien, Anekdoten — sind Formen für moralische Inhalte. Ein wichtiges künstlerisches Mittel ist das Entwerfen von Charakteren aus dem häuslichen und öffentlichen Leben. Besonders schöpferisch ist hier der „Pilgrim“, der eine Unmenge von charakterisierenden Namen erfindet; sie sind auch sonst gang und gäbe. Eindeutig und typisch festgelegt ist etwa, wer Eitelheide, Saubart, Saufaus, Frau Natterin, Trecho, Affinde, Antophila, Waldböse, Dolosa, Sängerin usw. heißt.

Die Erscheinungszeit der schlesischen moralischen Wochenschriften ist jeweils verschieden; bald regelmäßig acht-, vierzehntägig, auch monatlich; andere Schriften erscheinen unregelmäßig, je nachdem dem Verfasser genug in die Feder lief. Die Dauer des Erscheinens ist gleichfalls verschieden. Die meisten haben nur ein kurzes Leben; selten ist eine Neuauflage. Für Schlesien ist nur die der „Abendstunden“ bekannt. Diese Wochenschrift, die nur Erzählungen brachte, wurde 1761 gegründet und bis 1776 weitergeführt.

Das wäre in äußerster Kürze der Befund über die moralischen Wochenschriften Schlesiens. Nur die Hauptstränge dieser Gattung sollten sichtbar gemacht werden. Die Aufgabe aber bleibt, in Breite und Tiefe das eben behandelte Gebiet zu durchforschen und ihm den zukommenden Raum zu einer schlesischen Literaturgeschichte zu geben. In dem Tal zwischen dichterischem Barock und Romantik, an denen Schlesien schöpferischen Anteil hatte, wirken die moralischen Wochenschriften in die Breite, schaffen die literarkritischen Zeitschriften den Anschluß Schlesiens an die großen Zeiten deutschen Dichtens.

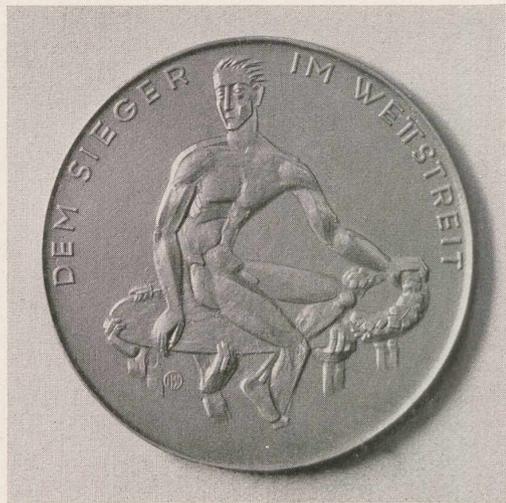


Hans Beyssell:
Handgetriebene Gebrauchsgegenstände





Medaillen als Sportpreis



Hans Beyßell



Hans Beyßell:
Handgetriebener Teekessel

Das elfte Jahr

Ein Arbeitsbericht über das Vortragswesen des Universitätsbundes.

Von L. Malten

Der Winter 1934/35 gehört, was das Vortragswesen des Universitätsbundes Breslau in der Provinz angeht, wie der vorangehende, in eine Übergangszeit zwischen Vergangenheit und neuer Formung. Die Vereisung Schlesiens durch den Unterzeichneten im Herbst hatte wieder die Aufgabe, die Fäden, sehr häufig mit neuen Männern, zu knüpfen. Ich habe allenthalben die Fühlung mit der Partei, besonders mit den örtlichen Vertrauensleuten der NS-Kulturgemeinde, gesucht. Die NS-Kulturgemeinde Breslau ihrerseits hatte zu Beginn des Winters dankenswerterweise ein Schreiben an ihre örtlichen Vertrauensleute in der Provinz gerichtet, in dem sie das Vortragswesen des Bundes empfahl. Wo am einzelnen Orte die Verbindung mit den Kräften des neuen Staates glückte, war das Vortragswesen nicht nur gesichert, sondern stand vor neuem Anstieg. Dagegen konnte paralleles Wirken, wie es vereinzelt noch blieb, nicht erfolgreich sein, da das Publikum neben den verpflichtenden Vortragsbesuchen der Parteiorganisationen nicht genügend weitere Zeit erübrigen konnte.

Was bisher von Ort zu Ort angestrebt wurde, soll im nächsten Winter Grundlage der Arbeit werden. Eine neuliche vertrauensvolle Aussprache mit dem Leiter der NS-Kulturgemeinde in Breslau sieht für die Zukunft ein Zusammenarbeiten vor; eine Vereinbarung über Redner und Themen, andererseits eine anzustrebende Personalunion zwischen dem örtlichen Vertrauensmann des Bundes und der NS-Kulturgemeinde werden im Sinne eines geeinten Willens Stosskraft und Vertrauen erhöhen und die Kreise des Wirkens noch weiter als bisher zu ziehen erlauben. Da unterdessen auch der Personalstand der Universität wesentliche Veränderungen erfahren hat, wird es möglich sein, auch die Schicht der jüngeren Gelehrten einzusetzen, die bereits im Zeichen des neuen Staates in unsere Reihen eingetreten sind. Wer die starke innere Arbeit der Hochschule an sich selbst und an den Problemen unserer Zeit kennt, wird die Auswirkungen in der Provinz voraussehen dürfen.

Es ist im vergangenen Winter gelungen, das Vortragswesen mit 110 Vorträgen in 34 Städte zu tragen, davon 8 in Oberschlesien (Gleiwitz, Groß Strehlitz, Ratsher, Krappitz, Kreuzburg, Leobschütz, Ratibor, Kosenberg), 26 in Mittel- und Niederschlesien (Brieg, Bunzlau, Frankenstein, Fraustadt, Freystadt, Friedland, Glatz, Goldberg, Grünberg, Suhrau, Landeck, Pangenbielau, Lauban, Piegwitz, Löwenberg, Militsch, Namslau, Neumittelwalde, Neusalz a. O., Oels, Reichenbach, Sagan, Schweidnitz, Striegau, Weißwasser, Wohlau).

Vgl. diese Monatshefte 1927 Heft 6, 1928 Heft 5, 1929 Heft 8, 1930 Heft 4, 1931 Heft 5, 1932 Heft 6, 1933 Heft 5, 1934 Heft 7.

Beteiligt waren 29 Dozenten, die sich auf die Rechts- und Staatswissenschaftliche, die Medizinische und die Philosophische Fakultät verteilten.

Die Liste der Städte zeigt, daß einige Namen der Vergangenheit fehlen, neue hinzugetreten sind. Nicht wahllos. Wo die örtliche Arbeit, sei es verkörpert in einer Hochschule für Lehrerbildung oder einer Volkshochschule, genügend eigene Kräfte zur Verfügung hatte, schienen wir entbehrlich. Ob dies ein Endzustand sein wird, läßt sich im Augenblick nicht übersehen. Vielleicht wird an einem oder dem anderen dieser Orte auf lange Sicht doch das Vorbild der Gleiwitzer Volkshochschule Nachahmung finden, deren Leiter der laufenden örtlichen Arbeit an markanten Tagen einen Vortrag aus unseren Reihen zufügte. Unter dem Zeichen der Verbundenheit sollte ein Entweder — Oder nicht letzte Weisheit sein.

Um so stärker war der Wunsch, uns heranzuziehen, an Orten, in denen wenig örtliche Ansatzpunkte bestehen. In diesem Sinne haben eine Reihe kleinerer Städte sich spontan an uns gewandt. Und gerade da war der Erfolg am größten. Im Winkel der Provinz, in Ratscher, hinter Ratibor, wo man vorher durch die Presse mitteilen ließ, der Redner würde nicht nur kommen, er würde wirklich kommen . . ., haben drei Vorträge dank der vorbildlichen und energischen Vorbereitung durch die leitenden Parteistellen 500, 1000, 800 Hörer gehabt. Ebenso war volles Gelingen an Orten wie Krappitz, Schweidnitz usw. als Frucht trefflicher örtlicher Vorarbeit. Anderwärts muß umgebaut werden, auch neugebaut, denn es hat niemand ein Interesse daran, Scheinleben für Leben zu nehmen.

Durch neuen Einsatz von Kräften in der Hochschule selbst sowie durch Mithilfe der NS-Kulturgemeinde in den einzelnen Städten hoffen wir, mit dem Vortragswesen vor einer neuen Blüte zu stehen.

Dem Herrn Reichs- und Preussischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung sei wieder für die von ihm gewährte Unterstützung ehrerbietiger Dank ausgesprochen; wie immer, schulden wir ihn mit besonderer Wärme unserem alten Förderer Geheimrat Gürich.

Die Themen:

Schlesien:

Die Schilderung der schlesischen Landschaft in der bildenden Kunst und in der Literatur. Die Stammesart des Schlesiens in seiner Dichtung. Schlesiens Anteil an der deutschen Geisteskultur. Bau und Bild Schlesiens. Die Heimat und die Große Welt in geologischer Betrachtung. Naturgeschichte der schlesischen Rohstoffe. Schlesische Erzlagerstätten. Schicksal und Schönheit des Riesengebirges. Höhlenfahrten in Schlesien. Die Oder; ihre Schiffbarkeit und wirtschaftliche Bedeutung in der Vergangenheit. Besiedlungsgeschichte Schlesiens. Die schlesische Kulturlandschaft als Spiegel der Siedlungsgeschichte. Völkerwanderungen in Schlesien vor der Völkerwanderungszeit. Vandalismus und die Wahrheit über die schlesischen

Vandalen. Die Slaven in Schlesien. Deutsche und Slaven in der Geschichte. Die Anfänge der polnischen Frage in Schlesien. Friedrich der Große und die Schlesier. Die schlesische Bezeichnung Ring gleich Rathausplatz als Ausgangspunkt für eine kulturgeschichtliche Betrachtung.

Nachbarländer:

Die Entstehung des modernen Polens und seine Minoritäten. Die territoriale Entwicklung und Gliederung des polnischen Staates. Die deutsche Kunst in Polen. Die Geschichte der polnischen Literatur in ihren Hauptströmungen. Die Geschichte der russischen Literatur in ihren Hauptströmungen. Das Volkstum Ostdeutschlands und seine östlichen Nachbargebiete. Die geopolitische Verknüpfung des deutschen Ostens mit Zwischeneuropa. Der Kampf der Deutschen mit den Tschechen in Böhmen. Religion und Nationalgedanke bei den Tschechen. Deutsch-Österreich. Schicksalsfragen des alten und neuen Österreich. Die ukrainische Frage.

Geschichte:

Was wissen wir von den ältesten Ariern? Die Verklärung der Geschichte im Lichte der Heldensage bei Griechen und Germanen. Die Kultur und die älteste Geschichte der Germanen in Ostdeutschland. Der deutsche Ritterorden. Aus der deutschen Kaiserzeit des Mittelalters. Die deutsche Kolonisation des Ostens im Mittelalter. Grundlinien der Geschichte Ostdeutschlands. Der junge Friedrich. Friedrich der Große in Sage und Geschichte. Sneisenau, der Sieger von Belle-Alliance. Ursachen des Sieges Lenins im November 1917. Die Entstehung des Versailler Vertrages. Kriegursachen und Kriegsmotive in der Neuzeit. Probleme der Kriegsschuldforschung. Epochen der Geschichte der Kriegskunst. Der deutsche Wehrgedanke in der Dichtung.

Geologie, Paläontologie, Erdkunde:

Geochemie. Was ist ein Mineral? Was ist ein Kristall? Die Entwicklung des Lebens auf der Erde. Geopolitik von Zwischeneuropa. Nordwestdeutsche Landschaften. Die Grenzmarken des deutschen Volksbodens in ihrer politisch-geographischen Entwicklung. Ungarn. Spitzbergen. Land und Leute in Ceylon, der schönsten Insel der Erde.

Kulturgeschichte und Kulturbilder:

Vorgeschichte und Sprachwissenschaft in gegenseitiger Erhellung. Lebensnahe Wortkunde mit Beispielen aus der Muttersprache. Der Orient im Wandel der Jahrhunderte. Menschen, Geschichte Religion und Kunst. Die Antike und wir. Völkischer Geist und Kunst bei den Griechen. Antiker und moderner Sport. Olympia als Feststätte und Sportplatz. Rom; Menschen, Geschichte und Denkmäler. Pompeji und Herculaneum. Saar und Moselland zur Römerzeit. Altisländisches Schrifttum und Recht in ihrer Bedeutung für die deutsche Gegenwart. Der Tod in der Wertung des germanischen Helden. Lateinischer und germanischer Geist. Die geistige Struktur der modernen rivalisierenden Kulturvölker.

Kunst, Musik, Theater:

Antike Frühkunst, Klassik, Barock. Rembrandt als Vertreter germanischer Geistigkeit. Menzel. Deutsche Romantik in der bildenden Kunst. Von der Mysterienbühne zum Schingspiel; Wandlungen des Bühnenbildes vom Mittelalter zur Gegenwart. Berliner Museen.

Philosophie, Pädagogik, Literaturgeschichte, Volkskunde:

Alte und neue Welt in ihrer Beziehung zu den Fragen der Gegenwart. Der Weg Deutschlands und das deutsche Heute. Sichtiges Reden an die deutsche Nation und die deutsche Gegenwart. Friedrich Nietzsche in seiner Bedeutung für das Denken der Gegenwart. Was ist gut? Unser Leben und die Zeit. Der vaterländische Gedanke in der deutschen Dichtung. Die sittlichen Ideale der alten Germanen. Die Nibelungen saga in der deutschen Dichtung. Das Nibelungenlied als Hohes Lied von deutschem Heldentum. Gott und Welt in der deutschen Ritterdichtung des Mittelalters. Kulturzerfall und Aufbau in der deutschen Dichtung des ausgehenden Mittelalters. Zu Schillers 175. Geburtstag; der Denker und Tragiker heroischen Willens. Hermann Stehr. Landschaft und Volkstum im deutschen Roman der letzten Jahrzehnte. Geschichte und Leben im slawischen Volkslied.

Religion und Religionswissenschaft:

Die Wahrheit des Christentums. Das Christentum in seiner Geltung für Welt und Volk. Ewigkeit und Vergänglichkeit.

Staatslehre, Wirtschaftswissenschaft:

Der Staat als Organismus. Der Gedanke des Rechtsstaates in seiner gegenwärtigen Bedeutung. Die bindende Kraft des Völkerrechts im Kriege. Faschismus und Nationalsozialismus. Der Aufbau des neuen Reiches. Deutschlands Recht auf die Saar. Die Weltwirtschaftskrise. Die Wirtschaftsauffassung des Nationalsozialismus. Die Wirtschaft des deutschen Ostens.

Rassenkunde und Biologie:

Vererbung beim Menschen und ihre Bedeutung für Volk und Staat. Die Bedeutung der Umwelt für Vererbung und Rassenhygiene. Rassenabstammung und älteste Menschenfunde. Grundfragen der Biologie. Aufgaben der Biologie im neuen Staat. Die Ernährung des Menschen. Das Blut, der Lebenssaft. Vom täglichen Brot.

Naturwissenschaft, Zoologie, Botanik:

Die Aufgaben des Naturschutzes im neuen Deutschland. Der Kampf gegen Schädlinge und Krankheitserreger als nationale Aufgabe. Umwelt und Innenwelt der Tiere. Die Ehe im Tierreich. Sorge für die Nachkommen bei Tieren. Die Lehre Darwins und Lamarcks und ihre Anwendung in der Pflanzen- und Tierzucht sowie im Leben der Völker. Die Sinne der Tiere und des Menschen. Vererbungslehre und ihre Anwendung bei Pflanze, Tier und Mensch. Rodigno, eine deutsche Forschungsstätte im Mittelmeer.



Spielende Fohlen (getriebenes Bronzeschild)

Hans Beyffell



Straßenpflasterer

Hans Beyffel

Hans Beyssell

Ein schlesischer Handwerker und Künstler

Als ich ihn besuchte, von dem diese Zeilen sprechen werden, blieb mein Blick, als ich ins Zimmer trat und den Raum mit ihm umfaßte, neben anderen Gegenständen auf einem runden getriebenen Bronzeschild hängen, in dessen Mitte zwei spielende Fohlen in anmutiger Bewegung abgebildet sind. Das eine steht in voller Brustseite vor uns und streckt den Kopf kerzengerade in die Höhe, so daß von den Beinen aufwärts Brust und Hals eine lange, langgestreckte Linie bilden, die nach aufwärts verläuft und in dem zum Schrei erhobenen Maul endet. Von dem anderen sehen wir nur die seitlich vor die Brust des ersten Pferdes sich schiebende Hinterhand — um in der Reitersprache zu sprechen — es ist also genau umgekehrt gestellt als das erste und reibt sich an diesem mit der von diesem verdeckten breiten Seite, mit den Flanken und mit seinem Leibe. Vom Halse ab aber wendet es sich in einer eleganten Biegung nach rückwärts herum, also auf uns, den Beschauer zu, soweit dies bei seiner Stellung möglich ist, und zeigt uns so den zurückgeworfenen Kopf seiner ganzen Länge nach, und zwar infolge der Drehung von oben. Diese Bewegung aber gilt dem vor ihm stehenden Kameraden, den es halb in Zärtlichkeit, halb im Übermute des Rivalen mit geöffnetem Maul in Hals und Mähne beißt.

Ich war hingenommen von der Anmut, der feinen Empfindung, welche diese Arbeit ausströmte, der wogend-lebendigen Bewegung der Leiber dieser Pferde, wie sie auf ihren jugendlich langen zierlichen Beinen stehend diese kleine anziehende Szene bilden, ein Duett, in dem ein feiner Zusammenklang ist, und heimgekehrt, kamen mir in der Erinnerung Bilder altperischer Kunst in den Sinn, die von gleichem Naturempfinden zeugen, eine ähnliche Wirkung auslösen. Und damit hatte ich es gefunden. Eine Kunst ganz aus der Empfindung geboren — aus einer Seele, die ganz aus dem Empfinden heraus lebt und in diesem und an diesem festhält.

Inzwischen aber, während ich das Bild betrachtete, war der Künstler selber hinter mich getreten, und mir über die Achsel schauend, sagte er: Sehen Sie, wie das gearbeitet ist, das Material, der ganze Hintergrund — darauf kommt es allein an — wie das lebt, wie das — ich möchte sagen — flüssig ist, feurig — wie es wogt — und dabei machte er mit den Fingern seiner gegen das Bild hin erhobenen Hand, indem er sie alle fünf ganz locker — man möchte sagen — vibrierend bewegte — eine Bewegung, wie als wollte er das im Kunstwerk starr gewordene Material nochmals auflösen, so daß es ganz locker geworden, noch besser die Empfindung des Künstlers rein und getreu aufnehmen könne, um unter ihr lebendig zu werden. Die Materialbehandlung meinte er, auf die kommt es an. Kein Wort von den gestalteten Figuren, dem entzückenden Empfindungsinhalt der kleinen, lustig anmutenden Szene, die zu formen doch wirklich der Hand des empfindenden Künstlers bedurfte, in dem so etwas Bild wurde!

Ich habe dieses Gespräch nicht vergessen, und tatsächlich wies es auf denjenigen Punkt, von dem aus man an diesen Künstler am besten zunächst herangehen kann. Das Handwerkerliche, die natürliche Liebe zu seinem Material, das ja nun auch ein Material ist, dem man ohne solche Liebe überhaupt gar nichts abringen kann! Aber das ist es doch nicht allein, was in diesem Ausspruche liegt. Denn, daß der Künstler gerade dieses betonte, gibt uns den deutlichsten Fingerzeig darüber, wonach er bewußt in seiner Kunst ringt. Wenn er des Wortes und des Gedankens mächtig gewesen wäre, auszudrücken, was in seiner Seele in diesem Augenblicke lebte, hätte er nämlich etwa so gesprochen: „Ach bitte, gucken Sie mir doch nicht diese kleine Spielerei mit den Pferden an, bemerken Sie doch lieber, was darin liegt, daß ich dieses harte Material in solch eine wogende Bewegung gebracht habe durch meine Schläge. In diesem lebendig gemachten Material liegt die ganze Seele des Schaffenden, es ist zu einem lebendigen Untergrund geworden, der Leben gebären will — daß nun gerade zwei spielende Fohlen dabei herausgekommen sind, ist ganz Nebensache. Auf das Gestaltete, das Figürliche kam es mir nicht an, allein auf die Bewegung und das Geheimnisvolle, nach einer Form, nach einem Ausdruck ringen eines lebendig gemachten befehlten Materials. Wenn mir das gelungen ist, dann bin ich schon zufrieden.“

Und damit kommen wir wieder zu dem ersten Eindruck, den ich oben schilderte, zurück: Der Künstler will den Empfindungsinhalt als solchen wiedergeben — den Akt der Gestaltung, und scheut sich fast vor dem Gestalteten selber, weil in ihm schon immer ein Starwerden liegt.

Mein Auge schweifte nun zur anderen Wand des Zimmers, in dem ich stand, hinüber, und blieb auf einer großen getriebenen Eisenblechplatte, die dort hing, liegen. Szene: Drei das Straßenpflaster mit ihren schweren großen Stampfern in rhythmischem Takt stampfende Männer. Verweilen wir zunächst wieder bei der Komposition, die, wie wir immer mehr bemerken werden, eine besondere Stärke des Künstlers ist. Sie ist immer kraftvoll geschlossen und übt dieselbe Kraft auf den Beschauer, die der Künstler hineingegeben hat. In einem rechtwinkligen Raum hat der Künstler die drei Gestalten hineinkomponiert oder sagen wir besser, der Weise seines Arbeitens nachgehend: er drückte den Raum in das Material hinein, indem er die Gestalten oder das Material zu ihnen stehen ließ, das er dann, von der Rückseite her mit dem Hammer treibend, noch weiter zu den Gestalten formte, die nun in diesem Raume wie in einer Kammer zusammengedrängt, sich in dieser kleinen Szene zeigen. Es sind drei derbe, große Männer, ungeschlachte Kerle, die sich gänzlich ungeschmeichelt, fast plump in ihrer Arbeit so darbieten, wie sie sind. Der eine in der Mitte zeigt uns seine ganze Hinterseite, er hat den Stampfer gerade heruntergestoßen, und dieser ruht nun auf dem Pflaster. Sein Kopf hat die Bewegung mitgemacht und sich noch nicht wieder erhoben, und darum verschwindet er fast zwischen den im Niederstoßen durch den Stampfer etwas emporgedrückten Schultern. Breitbeinig steht er da auf seinen groben Schuhen und bildet so mit diesen Beinen ein breites Dreieck, auf dem das

längliche Rechteck des Rückens mit dem eben nur angedeuteten Kopf aufsitzt. Der links von ihm stehende zeigt uns in derselben Haltung seine Vorderseite; er hat aber den Stampfer gerade wieder erhoben und hält ihn mitten vor seinem Leibe mit beiden Händen umklammert, den Kopf etwas nach vorn geneigt. Der dritte, rechts vom mittleren, zeigt uns wieder in der sonst gleichen Arbeitshaltung das Profil, aber er hat den Stampfer bereits ganz hoch, fast bis in Nabelhöhe erhoben und ist eben dabei, ihn mit der vollen Wucht seines schweren Gewichtes nach unten fallen zu lassen. Deutlich aber fühlen wir, wie ihm im nächsten Augenblick der Mann in der Mitte mit dem Anheben seines niedergefallenen Stampfers folgen wird, während dessen Bewegung wieder der ganz links stehende seinen Stampfer so weit erhoben haben wird, daß er ihn herunterlassen kann. Wir fühlen ordentlich die Bewegung der Gruppe, sie teilt sich uns mit in ihrem Rhythmus. Ebenfalls eine schöne Arbeit, diese im Dreitakt stampfenden Männer — wir meinen ordentlich das helle Klängen des auf den Stein niederfallenden Metalles zu hören.

Doch nun von der Komposition weg wieder zum Ausdrucksgehalt. Das harte Material und die Technik des Treibens gestatten keine scharfen Konturen, es würde reißen und brechen, und so ist das Bild bei aller Schwere und Ungeflachtheit im Weichen geblieben und wirkt so um so massiger, während bei aller gewollten Grobheit doch auch wieder etwas wie eine große Zartheit über das Ganze ausgebreitet liegt, wie sie auch in dem im Profil abgebildeten Gesicht des Mannes rechts sich kundgibt. Es ist wieder jener Zug, den wir schon vorhin bei Beysfell beobachteten, das rein Empfindungsmäßige, welches zu uns spricht. Wir möchten ihn einen Künstler des Gefühls, des im Gefühl Beharrenden nennen.

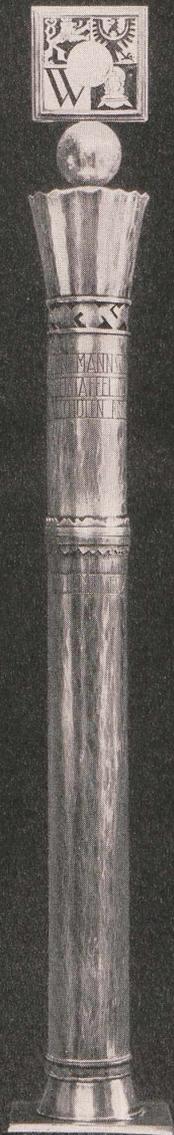
Gelegentlich mit dem Künstler plaudernd, erfuhr ich nun auch noch mehr von seiner Arbeitsweise, auf die er mit Recht großes Gewicht legt. Er sagte: „Sehen Sie, das ist alles gar nicht in der üblichen Arbeitsmethode gemacht, daß man ein Bild zeichnet und dieses dann womöglich noch mit dem Storchschnabel auf das Metall überträgt, worauf man wie nach einer Vorlage zu arbeiten beginnt. Ich bin niemals so vorgegangen bei meinen Arbeiten, sondern habe sie frei und gewissermaßen von vornherein im ganzen ins Metall hineingetrieben, von keiner vorher eingetragenen Kontur ausgehend und mich etwa von ihr beschränken lassend. Dadurch steigere ich die Lebendigkeit der Gestaltung.“

Noch ein drittes Eisenrelief dieser Art hat der Künstler geschaffen. Eine Darstellung des Krieges nannte er selber es. Es wäre besser zu sagen: Eine Darstellung des Gefühlsinhaltes, den dieser in den zurückgebliebenen, um den Tod des gefallenen Ernährers trauernden Frauen erweckt, also eine Platte, wie sie für eine Kriegererehrung paßt, wofür sie der Künstler auch gedacht hatte. Auf der Mitte der Platte sehen wir die frontal groß und breit hingesezte Gestalt einer Mutter — oder eigentlich sehen wir nur ihr schmerzlich gebeugtes Haupt mit dem um alles Leid der Erde wissenden

Antlitz, und dann ihre Hände. Die Gestalt ist wie mit einem weiten Mantel verhüllt, weit wie die Erde, und mit jeder ihrer Hände hält sie an jeder ihrer Seiten eine junge Frau, die sich von Schmerz übermannt an sie schmiegt, die linke mit dem Haupt, dieses Haupt und ihre Hand an ihre Brust legend, während die andere beide Hände gebraucht, um ihr weinendes Antlitz in diesen Händen zu bergen. Diese beiden Gestalten umrahmen die Gestalt der großen Erden-Mutter oder auch der Mutter Erde, denn als das dürfen wir sie ansehen, und verdecken sie rechts und links. Die beiden jungen Frauen werden aber zu einem Dreiklang gleichsam zusammengefaßt nicht nur durch die Hände der sie schirmenden großen Mutter, sondern ganz unten noch durch die nackte Gestalt eines kleinen Kindes, das in Höhe ihrer Knie in ihr Gewand faßt und uns den Rücken zukehrt — vielleicht als ein Kind der linken zu denken, denn die Frau rechts ist schwanger und trägt selbst ein Kind unter ihrem Herzen. Mit diesem Kind tritt die dritte Generation zu den beiden andern, und wir haben mit ihm dann sogar etwas von dem Vierklang der in Raum und Zeit gestalteten Mutter Erde. Diese schöne, breite und voll geschlossene Mittelkomposition nun wird rechts und links von kleinen Szenen umrahmt, die uns mehr oder minder realistisch oder symbolisch den Krieg andeuten, rechts und links oben je zwei ihr Pferd ügelnde Reiter, rechts und links unten Gruppen von Kämpfenden.

Dieses Werk ist im Besitze der Stadt und wird demnächst, wie wir hören, aufgestellt werden. Aber man muß sich wirklich fragen, warum ein Künstler wie Beyssell nicht viel mehr gerade mit solchen Metallarbeiten Beschäftigung fand bei den in der ganzen Provinz so zahlreich erstellten Kriegsdenkmälern. Leider ist es nicht jedes Künstlers Sache, auch noch für die Anerkennung und richtige Anbringung seiner Werke zu sorgen. Gerade die etwas Röhnenden verstehen sich — das ist nun einmal das tragische Geschick des Künstlers — in den seltensten Fällen darauf und werden zu allen Zeiten von jenen Schnellsfertigen in den Hintergrund gedrängt, denen weniger am Werke und der Sache, als an dem seinen Lohn bringenden Auftrag und der Geltung ihrer Person, dem im Vordergrundstehen dieser Person liegt. Bisher haben wir Beyssell als den im Alfrescostil mehr oder weniger große Kompositionen in Metall treibenden Künstler kennengelernt. Wir bringen nun allerlei Metallgeräte, vom Künstler geformt und mit figürlichem Schmuck ausgestattet. Es erübrigt sich, darüber etwas zu sagen, weil die Schönheit hier vollkommen in den Formen und Maßen liegt, dies aber einfach mit dem Auge aufgenommen werden muß.

Endlich sehen wir Medaillen, Ehrengeschenke und Schmuckgegenstände verschiedener Art, zu allen Zeiten ein dankbares Feld für den in Metall arbeitenden Künstler. Da ist vor allem ein Stück zu besprechen, mit dem sich Beyssell an dem Wettbewerb für das Huldigungsgeschenk, welches die Stadt Breslau im Frühjahr 1933 unserem Reichskanzler machte, beteiligte. Es ist eine Rolle in Gestalt einer Säule, die zur Aufnahme des Ehrenbürgerbriefs dienen sollte. Die Säule ist umgeben von kleinen aufgeschmiedeten



Ehrenstäbe als Wander- oder Sportpreise



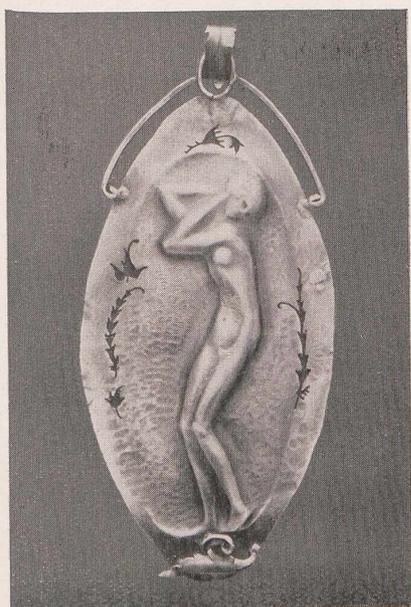
Breslauer Stadtwappen (Kupfertreibarbeit)

Hans Beyse

Figuren, die Typen aus allen Schichten des Volkes wiedergeben — zum Zeichen seiner Anteilnahme an dieser Ehrung. Eine zeitlich erheblich früher liegende Arbeit dieser Art ist auch der Ehrenstab mit der stehenden Figur oben auf derselben Abbildung, ein Wanderpreis der Stadt an den Sieger in einem Stafettenlauf der Breslauer Schulen. In dieses Gebiet gehört sodann auch die Medaille, welche das Regierungspräsidium Breslau als Sportpreis stiftete. Sie stellt dar, wie die edle Gestalt eines Jünglings von den begeisterten Teilnehmern am Wettkampf auf den Schild erhoben wird, in Formen und Massen, wie in der ganzen Modellierung, in Idee und Ausführung ein selten schönes Stück, keine Treibarbeit, sondern frei in das Metall hineingeschnitten.

Sehen wir jetzt über zu den Schmuckgegenständen. Hier können wir den Künstler auch wieder im Darstellen figürlicher Szenen wie bei den drei zuerst behandelten großen getriebenen Metallplatten bewundern. Da ist ein in Privatbesitz befindlicher Silberbecher mit drei weiblichen Gestalten. Eine Stehende — in anmutigster Haltung mit flatterndem Haar, die eine Hand und den Arm so erhoben, als hielte sie einen Spiegel, sich darin zu beschauen; eine Liegende mit auf den Ellenbogen gestütztem erhobenen Oberkörper; die dritte auf dem Bilde nicht zu Sehende ist dargestellt, wie sie sich gerade das Gewand über den Kopf streift. Ein Stück Treibarbeit, wie es schöner nicht gedacht werden kann, mit dem feinsten Empfindungsgehalt, demselben, den wir schon bei den größeren Arbeiten des Künstlers im Anfang des Artikels bewunderten. Und dieser kehrt nun auch wieder in den kleinen Schmuckstücken, Anhängern, die wir auf derselben Abbildung unten finden, minutiöse auf das feinste empfundene kleine Szenen darstellend. Bald bewundern wir die Anmut und Eleganz, bald auch den drolligen Humor der Darstellung. Wir beschließen die Besprechung, die ein andermal auf den auch im alten echten Kupferstich Dürer'scher Technik ohne die beliebten modernen Hilfsmittel sowie in Aquarellen Ursprüngliches leistenden Künstler auszu dehnen wäre, und besprechen noch eine eben beendete prachtvolle Kupfertreibarbeit des Künstlers, das Breslauer Stadtwappen darstellend, das über einem Portal des Allerheiligenhospitals in die Wand eingelassen werden soll. Das wundervolle Wappen: oben Löwe und Adler, unten das große W des lateinischen Wratislavia und rechts von ihm die Büste des Evangelisten Johannes, diese vier Figuren gruppiert in den Vierteln eines durch ein Kreuz geteilten Kreises, wie sie in der Mitte das große Haupt Johannes des Täufers, das mit halbgeschlossenen Augen in einer runden Schüssel liegt, umgeben. Mit einer herrlichen Energie und Kraft sind diese Figuren in den rohen, stark gebauchten Kupferschild hineingetrieben. Mächtig wiederholt sich das große Kreuz des Kreises in dem kleineren Kreuz, das Stirn und Augen als Horizontale mit der Senkrechten der mächtigen strengen Nase im Antlitz des Täufers bilden — aber der mittlere Kreis ist um ein wenig aus der Achse gehoben vom Künstler, damit die Zentren nicht ganz zusammenfallen, wodurch noch eine größere Lebendigkeit in die sonst leicht zu starr wirkende Komposition kommt.

Professor B e y s s e l l ist im Jahre 1913 von dem Begründer der hiesigen Kunstgewerbeschule, Professor H e y e r , aus Bayern nach hier zurückgeholt worden, denn er ist ein gebürtiger Oberschlesier. Er wurde an der neugegründeten Schule als Leiter der Klasse für Edelmetallbearbeitung angestellt. Den Krieg machte er als Kriegsfreiwilliger mit, ward schwer verwundet und geriet, wieder ins Feld zurückgekehrt, Ende 1918 in Gefangenschaft, aus der er erst 1920 in die Heimat zurückkehrte, um den Unterricht an der Schule neu aufzunehmen. Die Zeit nach dem Kriege war dem kerndeutsch fühlenden, national eingestellten Mann nicht hold. Er blieb ohne jede Förderung. Weder die Kirche, die wohl am meisten in der Lage wäre, mit ihrem Bedarf an kultischen Geräten solchen Künstlern durch Aufträge zu helfen, es aber leider so oft vorzieht, denselben bei fabrikmäßig im Rahmen des Traditionellen in kitschiger Nachahmung arbeitenden Firmen zu decken, noch andere öffentliche Auftraggeber nahmen Interesse an dem Künstler. Die sonst für echte Kunst interessierten Schichten des mittleren Bürgertums fielen aus. Waren sie national und der Entwicklung, die unser Volk damals nahm, entgegen eingestellt, so hatten sie für Kunst kein Geld. Hatten sie dieses aber, so hatten sie wenigstens für s o l c h e unverbildete, schlichte und nicht marktschreierische deutsche Kunst keinen Sinn. Nun haben wir das Dritte Reich und, wie wir hören, will man diesen Mann, der selbst als aktiver Kämpfer an dessen Heraufkommen hier in Schlessien zu seinem Teile mitgewirkt und sich dadurch viel Feinde geschaffen hat, entlassen, weil die Klassen, die er leitet, nicht stark genug besucht wären. Diese Behauptung wird freilich von gewissen Seiten wieder bestritten. Sollte ihr wirklich Wahres zugrunde liegen, so müßte sich die Behörde, der die Schule unterstellt ist, selbst den Vorwurf dafür machen, daß, nachdem man die ältesten und bewährtesten Kräfte der Schule, wie Uttinger und Wildermann — Männer, die man andern Ortes sehr wohl zu schätzen weiß — abgebaut hat, nunmehr eine wahre Massenflucht der Schüler oder solcher junger Leute, die es werden wollten, nach Dresden und anderen Orten einsetzt. Es ist schwerer, wieder aufzubauen, als zu bewahren, was noch an Gesundem da ist, und dies zu erweitern, wenn die Zeiten besser werden. Daß dazu in allererster Linie gehören würde, bewährte Kräfte zu erhalten, liegt auf der Hand. B e y s s e l l ist nicht nur als Künstler von nicht alltäglichen Leistungen, sondern auch als Lehrer von den Schülern allezeit hoch geschätzt worden, die seinen Ruf bis nach Holland und Amerika getragen haben. Wir wünschten es, daß die engere Heimat, dem jetzt im Alter der Reife stehenden Künstler zu Dank verpflichtet, ihm den wirkungsreichen Arbeitsplatz erhalten möchte.



Hans Beyssell: Schmuckgegenstände



Ein Breslauer Schulmeister und der große König

Vor 150 Jahren gab es in Schlesiens Hauptstadt einen ergötzlichen Streit. Stadtklatsch bauschte auf, was erst so heimlich, in aller Stille, geschehen sollte. Die hohen Richter, die Gelehrten, hatten einen schweren Stand. Ob diese heikle Angelegenheit vielleicht doch noch zu Ohren des Unermüdliehen von Sansjoui kam? Man behandelte die Angelegenheit recht behutsam und war schließlich froh über die friedvolle Einigung. Wir dürfen uns noch heute an dem Ergebnis freuen. Dadurch kam eine schöne, goldgeprägte Münze in den Besitz der Stadtbibliothek. Jetzt ist sie eine Kostbarkeit des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Dort wird diese Einmaligkeit des Münzwesens gut aufbewahrt und als wertvoller schlesischer Schatz gehütet. Wie es zum Prägen, zu dem Streit und zum Besitzrecht der Stadtgemeinde kam, das hat alles seine eigene Bewandnis.

Zur Zeit Friedrichs des Großen, als die Schlesischen Kriege das Augenmerk aller Welt auf unsere Heimat lenkten, lebte hier ein bedeutender Schulmeister. Dieser, Johann Kaspar Arlt, stammte aus einer alteingesessenen Familie in Oels. Schon sein Vater war Lehrer geworden, und der Sohn hatte es während des Siebenjährigen Krieges zum Rektor des berühmten Städtischen Gymnasiums zu St. Elisabeth gebracht. „Ohne eigene Bewerbung, nur durch die Bemühungen seiner Freunde und Verwandten“, war er zu dem hohen Amt gekommen. Außerdem betreute der Gelehrte die Reh diger'sche Biiherei, die heutige Stadtbibliothek am Roßmarkt. Würde und Wirken hatte er seinem umfangreichen Wissen, seinem unermüdliehen Fleiß zu verdanken. Dieser Lehrmeister der alten Sprachen war ganz erfüllt von der Größe und Güte solchen Bildungsgutes. Kein Wunder, daß er darum auch seinem Namen eine lateinische Form gab. Als Arletius lebt er in der Geschichte fort.

Die Straße am Elisabethgymnasium, in dem Bezirk all der Schulen hinter dem Hauptbahnhof, ist nach diesem bedeutenden Manne genannt worden. Wie an vielen Stellen Breslaus, so hat man auch hier eine Tafel angebracht, die den Namen des Verkehrsweges erläutert. Dort steht: „Johann Kaspar Arletius 1707—1784. Seit 1761 Rektor des Gymnasiums zu St. Elisabeth. Begründer bedeutender Stiftungen dieser Anstalt.“ Mit den wenigen Sätzen suchte man das Wesen des Schulmeisters zu umreißen. Aber es gibt Wesentlicheres für den Ruhm als ein Amt und Stiftungen. Wir legen heute andere Maßstäbe an die Unvergänglichkeit menschlicher Leistungen. Und Arletius gewinnt bei dieser Einstellung. Gewiß, er war ein Sonderling, er hatte manche Eigentümlichkeit eines bisweilen weltfremden, ganz der Buchweisheit lebenden Hagestolzes. Aber in zwei Dingen kann er uns Vorbild sein: Wissenschaft war für ihn hauptsächlich Maßnahme zur Charakterbildung. Wissenschaft und Staatsleben gehörten für ihn unbedingt zusammen.

Dieser Schulmeister verfügte über große Sprachkenntnisse. Griechisch, Latein und Hebräisch waren seine Lehrfächer. Aber selbst mit dem Arabischen und Babylonischen machte er sich vertraut, um die Geschichte dieser

Länder eingehend zu durchforschen. Endlich verwandte er seinen Fleiß auf neuere Sprachen, auf das Schrifttum von Italien und Frankreich, England und den Niederlanden. All das war ihm nur Mittel zum Zweck. Er benutzte das Wissen um die Fremde für die Betonung deutscher Werte. Er vergaß darüber nie die Heimat, die ihm von Jugend auf am Herzen lag. Schon als Primaner empfing er dafür eine Anerkennung. Seine Rede zum Andenken an Caspar Neumann wurde preisgekrönt. Dieser Geistliche Breslaus war ein „vielseitiger und weit berühmter Gelehrter“. Im Schlesiſchen Provinzialgeſangbuch begegnet eine kurze, wertvolle Würdigung ſeines Wirkens. Ihm galt die erſte größere Rede des Arletius. Später ſetzte ſich der Schulmeiſter auch mit anderen ſchleſiſchen Dichtern auseinander. Auf Martin Opitz wußte er das Augenmerk vieler zu lenken. Endlich gab er den Nachlaß Chriſtian Günthers heraus und zeigte damit, daß er wahre Lyrik von erkünſtelten Reimereien, von erlebniſfern Schäferſpielen zu unterſcheiden wußte.

Bei dem Studium der alten Sprachen ging es ihm namentlich um die echte humaniſtiſche Bildung, die wir heute wieder betonen. Im Jahre 1841 erſchien in dem bekannten Verlage von Wilhelm Gottlieb Korn eine Würdigung des Gelehrten. Ihr Verfaſſer Julius Schmidt ſagt darin: „Arletius hat um das Preußiſche Schulweſen ein großes Verdienſt; die beſſere Organisierung ging von einer emſigen Betreibung der klaſſiſchen Sprachen und des Studiums der Alten aus; und mögen daher immer die Materialiſten über die einſeitige Richtung unſerer Gymnaſien klagen, ſo viel iſt gewiß, daß bei der verſtändnisvoll geübten Lektüre der griechiſchen und römischen Schriftſteller der Geiſt nicht verknechtet, ſondern der Aufſchwung deſſelben gefördert und einer einſeitigen Vorbereitung für eine rein materialistiſche Richtung ein Hemmnis entgegengeſetzt werde.“ Man vergleiche damit einmal die Worte des Führers über den Wert der humaniſtiſchen Bildung („Mein Kampf“, S. 469—470). Danach iſt das Gedankengut der Griechen und Römer dann für uns Deutſche wertvoll, wenn es zu einer Vertiefung des vaterländiſchen Bewußtſeins führt. Bei Arletius war dies der Fall. Hierdurch empfahl er ſich ſeinem Könige, Friedrich dem Großen.

Der Breslauer Rektor verehrte den Herrſcher und wußte ſeinen Schülern die hohe Bedeutung des Monarchen darzuſtellen. Zur Geburtſtagsfeier Friedrichs des Großen, zum 24. Januar 1779, verfaßte er ein längeres Gedicht. „Strahlen der göttlichen Vorſehung in dem Leben, den Schickſalen und der Regierung des Königs“, ſo war das Werk genannt. Leider iſt es wohl nicht erhalten geblieben. Wir wiſſen nur von ſeiner Wirkung auf den Philoſophen von Sansſouci. Arletius ſandte das Gedicht nach Potsdam und erhielt daraufhin ein königliches Handſchreiben. Im gleichen Jahre 1779 weilte der große König längere Zeit in Breslau. Während dieſer Monate beſchäftigte er ſich mit der Geſchichte Schleiſiens, mit vielen wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Dabei mußten ihm Gelehrte zur Seite ſtehen, wenn es ſich um ungelöſte Fragen handelte. Auch Arletius wurde zu einer Unterredung aufgefordert und durfte ſeine Anſichten über heimische Ortsnamen und über antike Schriftſteller äußern. Graf Herzberg verſicherte ihm wenige Tage

später, daß der König „ganz gnädig und gut“ von der Begegnung gesprochen habe. Der Gelehrte hatte frei und ungezwungen geredet, obgleich ihm die Augen des Herrschers „fürchterlich geschienen“. Das Wohlwollen Friedrichs des Großen veranlaßte Arletius zu einem Bittgesuch für die Reh diger sche Bibliothek und das Elisabethgymnasium. Dabei sandte er sein Lobgedicht zu des Königs Geburtstag mit und erbat die Werke des Philosophen von Sanssouci für die heutige Stadtbücherei. Die Bitte um die Bücher wurde leider übergangen, aber sonst fand Arletius Gehör. Minister Hertzberg schrieb später an den schlesischen Rektor: „Sie haben gewiß das Verdienst, daß Sie durch die Unterredung, die Sie mit dem König zu Breslau gehabt, seinen Eifer für die griechische und lateinische Sprache angefeuert und dadurch Gelegenheit gegeben, daß... dieses Studium numehr so fleißig getrieben wird. Ich gratuliere Ihnen... es ist ein angenehmes Zeichen der Hochachtung, die der größte König aller Zeiten für Sie hat.“

Der „Lebenslauf des weyland Herrn Johann Caspar Arletius“, abgefaßt zu Breslau im Jahre 1789, versucht die Wirkung des Schulmeisters feinsinnig zu deuten. Dort heißt es: „Friedrich der Große hatte im hohen Alter einen noch älteren gelehrten Mann vor sich, von noch sehr guten Kräften, von einem außerordentlichen Gedächtnis, voll dreisten Widerspruchs gegen alles, was er nicht für wahr hielt, und gänzlicher Unwissenheit im Hofzeremoniell: Kein Wunder also, daß der Monarch sich nachher seiner mehrmals erinnerte.“ Im Jahre 1780 erhielt Arletius ein königliches Ehrengeschenk von 28 Friedrichsdor. Jede dieser alten preußischen Goldmünzen hat einen Wert von 5 Thalern. Es handelte sich also um ein beträchtliches Geschenk. Auch eine weitere Unterredung zwischen Friedrich dem Großen und Arletius fand statt. Dabei erhielt der Schulmeister wiederum „ein königliches Geschenk von 100 Reichsthalern in Dukaten“. Endlich schlossen sich in den folgenden Jahren noch zwei weitere Gaben, jedesmal von 20 Friedrichsdor an. Diese äußeren Zeichen der Anerkennung waren durch die innere Verbundenheit Friedrichs des Großen mit dem Breslauer Rektor hervorgerufen. Darum schrieb auch Graf Hertzberg aus Sanssouci: „Der König spricht zu mir sehr oft von Ihnen als einem recht sehr gelehrten, außerordentlichen und seltenen Manne.“ Später heißt es in einem ausführlichen Brief: „Ich glaube, daß Sie wohlthäten, eine lateinische oder deutsche Nachricht in einer Art von Programm aufzusetzen oder drucken zu lassen, um dadurch auf die Nachwelt zu bringen, welcher Gestalt Sie mit dem großen Könige bekanntgeworden, worüber er sich mit Ihnen unterhalten, was er Ihnen und der Schule geschenkt. Besonders würde dienlich sein, darin zu berühren, wie der König Sie bei der ersten Unterredung gefragt, warum die Wissenschaften in Deutschland so wenig gestiegen, was Sie darauf offenerherzig geantwortet... Daß dieses dem Könige vielleicht selbst Anlaß gegeben, seine berühmte Abhandlung über die deutsche Literatur zu schreiben.“

Solchem Wunsche kam der Gelehrte nicht nach. Aber er verwirklichte einen anderen selbst gefaßten Plan und brachte dadurch seine Verehrung für Friedrich den Großen auf die Nachwelt. Arletius bat den König um die Erlaubnis, die Geldgeschenke in Erinnerungsmünzen umprägen zu dürfen.

Wieder vermittelte Graf Hertzberg das Bittgesuch, und die Antwort lautete: „Das ist nicht nötig, ich habe dem Professor das Geld für ihn und zu seinem Nutzen gegeben.“ Doch auf eigene Kosten setzte Arletius zuletzt seinen Entschluß durch. Er war ein großer Münzkenner und -sammler. Nun wurden die gewonnenen Erfahrungen angewandt. Der Breslauer Medailleur Anton König erhielt den Auftrag, vier Goldmedaillen im Werte von je $33\frac{1}{3}$ Dukaten zur Erinnerung an die vier königlichen Geschenke herzustellen. Im November des Jahres 1783 waren die schön geprägten Stücke fertig. Arletius fand viel Gefallen an ihnen, aber die Freude war nur von kurzer Dauer. Am 25. Januar 1784 schloß er seine Augen für immer. Der Neffe des Verstorbenen berichtete dem Monarchen davon und erhielt folgende Antwort aus des Königs Kabinett: „Seine Kgl. Majestät von Preußen usw. Unser allergnädigster Herr bedauern den Abgang des verdienstvollen Rektors Arletius. Seine Kgl. Majestät kannten seine literarischen Kenntnisse und auch seinen Charakter; und beide bahnten ihm den Weg zu dero gnädigstem Zutrauen. Aufmunterung genug für seine hinterlassene Schwester und übrigen Verwandten bei seinem Absterben; aber auch Reiz für seine hinterbliebenen Mitarbeiter an gedachtem Gymnasio, seinem Vorbilde nachzufolgen. Potsdam, den 3. Februar 1784. Friedrich.“

Leider ließ sich die Uneigennützigkeit des Entschlafenen bei seinem Neffen weniger beobachten. Dieser wollte die vier Goldmünzen für sich behalten und einschmelzen lassen, weil er sonst im Testament recht dürftig bedacht worden war. Arletius hatte fast all sein Vermögen dem Elisabethgymnasium überantwortet. Die Münzen waren testamentarisch nicht erwähnt. Nun glaubte der Neffe, frei verfügen zu können. Breslaus Münzdirektor Lessing, ein Bruder des berühmten Dichters, war beinahe bereit zur neuen Prägung des Goldes. Da verteidigte der Medailleur König sein Werk und erreichte, daß der Magistrat als Erbe der Münzsammlung des Arletius um diese wertvollen Erinnerungsstücke kämpfte. Der Prozeß drohte, bis nach Berlin zu gehen. Das wünschte man nicht. So kam es im Sommer 1785 zu einer friedlichen Beilegung der Streitigkeiten. Eine der Goldmünzen erhielt die Rehdigersche Bibliothek, über die anderen drei hatte der Neffe zu verfügen. Nur dieses eine Stück blieb erhalten, ebenso eine silberne und eine kupferne Münze späterer Prägung, die sich heute alle drei im Kunstgewerbemuseum befinden. Noch vor zehn Jahren war der Verbleib der Silbermünze unbekannt*). Jetzt sind glücklicherweise die wertvollen einmaligen Darstellungen des großen Königs in bester Sut vereinigt.

Auf der Vorderseite ist Friedrich der Große im Krönungsmantel und Lorbeerkranz dargestellt. Am Armschluß befindet sich der Name des Münzstechers König. Die Unterschrift lautet in deutscher Übersetzung: „Friedrich II. von Gottes Gnaden König ganz Preußens.“ Die Rückseite trägt eine Darstellung des Herkules als Führer der Musen. Der griechische Held, der die schwersten

*) Dr. Franz Wiedemann: Die Geschichte einer schlesischen Medaille auf Friedrich den Großen. Schlesiſche Monatshefte 1925; Schlesiſche Zeitung 21. Mai 1925.

Mühen auf sich nahm, zeigt sich hier als ein Mann, dem die Keule des Kampfes ebenso vertraut ist wie die Leier der Sangeskunst. Auch die Maske zu seinen Füßen soll die Beziehung zum Reiche der Musen andeuten. Arletius wollte damit wohl Friedrich den Großen, den Helden der Schlesiſchen Kriege und den Förderer von Wiſſenſchaft und Kunſt, verſinnbildlichen. Die Unterſchrift beſagt: „Aus königlichem Geſchenk ließ Johann Kaſpar Arletius die Münze fertigen. 1781.“ Die eingehämmerte Zahl 33¹/₃ weiſt auf den Dukatenwert hin. Der abſchließende Buchſtabe B iſt Zeichen der Breslauer Münze.

Das zweite Bildnis einer Erinnerungsmedaille ſtammt aus dem Todesjahr des Arletius und ſtellt ihn ſelbſt dar. Dieſe ſilberne Münze wurde unmittelbar nach dem Tode des Rektors, Schulinspektors und Breslauer Bibliothekars geprägt. Auf der Rückſeite beklagt ein Engel den Tod. Bei der Inſchrift ſind noch einmal die Tugenden des gelehrten Mannes zuſammengefaßt. So iſt uns auch dieſe Medaille ein Zeugnis für die Bedeutung des großen Schulmeiſters, der weithin über Schleiſiens Grenzen bekannt war. Leider hat man ihn in den „Schleiſiſchen Lebensbildern“ bisher unberückſichtigt geſaſſen. Sein Werk verdient aber allgemeine Beachtung, zu der dieſe Zeilen anregen möchten.

Dr. Arnold Wienicke



In fremdem Land

In dieſem Land blaut ſich ein andres Zelt
Als über meiner Heimat fern im Norden.
Hier lacht im Frühlingſkleide ſchon die Welt
Und alles rings iſt Sang und Klang geworden.

In meiner Heimat ſpannt wohl noch das Eis
Das ganze Land in eiſenſtarre Ketten.
Hier lacht die Frühjahreſſonne ſchon mit Fleiß
Auf junges Grün und bunten Blumenbeeten.

Und dennoch wäre ich ſo gern daheim.
Ich kann dieſes fremde, ſchöne Land nicht lieben.
Wär ich doch, Heimat, nur bei dir geblieben,
Um mit den Meinen deiner froh zu ſein . . .

Gerhard Senger-Chleef

Eine Rechtfertigung für Goethe

Wollte Goethe 1790 Schlesien schmähren?

Von Erich Muschalla

Am zwei Septembertagen des Jahres 1790 hat Goethe, der damals auf Besuch in Schlesien weilte, Äußerungen von sich gegeben, die ihm die Schlesier bei aller Verehrung bis heute nicht ganz vergessen haben. Nahezu fünfzig Jahre ist der Mißmut darüber lebendig geblieben, nicht zuletzt deshalb, weil der Schlesier an seiner Heimat hängt und eine Schmähung dieser als einen ihm persönlich angetanen Schimpf auffaßt. Es ist notwendig, einmal zu untersuchen, ob die unfreundlichen Bemerkungen Goethes über Schlesien wirklich den diffamierenden Sinn haben, den man ihnen gegeben hat, oder ob hier nicht ein Mißverständnis vorliegt, das in der starken Empfindlichkeit des Schlesiers gegenüber allen Dingen, die mit seiner Heimat zusammenhängen, begründet liegt.

Worin bestehen nun die Bemerkungen Goethes, die eine Verächtlichmachung des Landes bedeuten sollen, das Friedrich der Große einige Jahrzehnte vorher als die Perle in der Krone Preußens bezeichnet hatte? Die erste Äußerung datiert vom 4. September 1790 und geschah in Form einer Eintragung in das Fremdenbuch der Friedrichshütte bei Carnowitz. Sie lautet:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?

Nur Verstand und Redlichkeit helfen: es führen die beiden Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt. Goethe.“

Einige Tage nach dieser Eintragung schrieb Goethe von Breslau aus einen Brief an Herder, in dem folgende Stelle vorkommt:

„Nun sind wir wieder hier in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche.“

Mit diesen beiden Bemerkungen des Dichters über Schlesien ist der ganze Tatbestand erschöpft. Es muß dabei gleich festgestellt werden, daß diesen beiden absprechenden Bemerkungen andere zur Seite stehen, die man wirklich nicht auf dieselbe Linie bringen kann und die zum Teil sogar eindeutige Anerkennung enthalten.

Die schärfste kritische Sonde muß an das oberschlesische Epigramm gelegt werden, weil es öffentlich kundgegeben und auf Goethes Weisung hin auch in die Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen wurde. Die vier Worte „Fern von gebildeten Menschen“ enthalten ein Werturteil, das sofort nach Bekanntwerden in Oberschlesien peinliches Aufsehen erregte und in der Folge zu heftigen Polemiken gegen den Dichter führte, die nicht selten ohne alle Selbstbeherrschung waren, und in denen nicht Geist, sondern Leidenschaft den Ton angab. Ein Pamphlet, das in verschiedenen schlesischen Blättern veröffentlicht wurde, enthielt die wahrheitswidrige Behauptung, daß Goethe

das Tarnowitzer Epigramm mit „de Goethe“ unterzeichnet hätte, weshalb die ganze Schmähschrift auch überschrieben war: „De Goethe in Tarnowitz“. Der Dichter wurde darin ein „frischgebackener Cavalier“ genannt, der den „fern von gebildeten Menschen“ hausenden Oberschlesiern zeigen wolle, daß allein schon das „von“ vor seinem Namen ihn dazu berechtere, sich einer höheren Gattung Mensch zuzurechnen. Sein Epigramm wurde als lächerlich, fade und fehlerhaft hingestellt und ihm selbst unterstellt, er habe sich absichtlich „aus noblem Zartgefühl nicht in seiner vollen Poetenglorie zeigen wollen“, und darum solche „elenden Verse“ gemacht, um die „ungebildeten Menschen“ in Oberschlesien nicht unheilbar zu blenden.

Die Gehässigkeit dieser Polemik beweist, wie tief sich die Oberschlesier damals durch die Goethesche Äußerung verwundet fühlten. Und trotzdem hat der Dichter damit keine Kränkung aussprechen wollen. Ihm, der aus Deutschlands Mufenstadt kam, und der dort in ständiger Berührung mit den erlesensten Geistern des Landes lebte, mußte natürlich die rauhe Wirklichkeit der Industriewelt, die sich in ihrer Geburtszeit noch nackt und häßlich darbot und keinerlei Rücksicht auf ästhetisches Empfinden nahm, in vieler Hinsicht trostlos erscheinen, und nur diesem Gefühl wollte er in seinem Epigramm Ausdruck geben. Niemals konnte er damit eine Kränkung beabsichtigt haben, denn die Verse waren ausdrücklich an die Knappschaft gerichtet, und ihr Sinn kann nur gewesen sein, eine Ermunterung für die braven Menschen auszusprechen, die fern von den bekannten geistigen Zentren der deutschen Länder ein so wichtiges und schweres Geschäft wie das des Bergbaus ausübten. Man kann es Goethe, der aus einer der Hauptpflegestätten geistiger Kultur nach Oberschlesien kam, nicht verübeln, wenn ihn dort ein Gefühl des Vereinsamtheits überfiel. Noch heute besteht ja selbst in gebildeten Kreisen Süd- und Westdeutschlands die Auffassung, daß der Südosten „am Ende des Reiches“ eine Gegend ist, die so ungefähr an Sibirien grenzt und in der sich die Füchse gute Nacht sagen. Goethe würde heute auf Oberschlesien bestimmt nicht mehr den Ausdruck „fern von gebildeten Menschen“ anwenden.

Wäre der Dichter im Jahre 1790 Direktor der Friedrichshütte bei Tarnowitz gewesen, und wäre zu dieser Zeit ein großer Geist aus Mitteldeutschland dorthin zu Besuch gekommen und hätte ins Fremdenbuch ein Epigramm geschrieben, beginnend mit den Worten „Fern von gebildeten Menschen“, so würde das Goethe nicht als eine Schmähung aufgefaßt haben. Denn wie kann ein gebildeter Mensch, also ein weiser, an klassischem Vorbild geschulter Mensch sich gekränkt fühlen, wenn er in Vereinsamung fernab von den geselligen Zirkeln geistiger Kultur leben muß und ein anderer Mensch auf diese Tatsache hinweist. Darin kann unmöglich eine Kränkung liegen. Es wäre auch keine Verunglimpfung der damaligen ober-schlesischen Bevölkerung gewesen, denn niemand konnte ja dem Bergbauer der Zeit um 1800 herum im Ernst vorwerfen, daß er nicht im Goetheschen Sinne klassisch gebildet war, und gerade Goethe wäre der allerletzte gewesen, der einen solchen Vorwurf ausgesprochen hätte.

Sanz anders verhält es sich mit der auf Breslau bezüglichen Äußerung Goethes, die eine Woche später erfolgte. Hier liegt wirklich, äußerlich betrachtet, eine verächtlich gemeinte Bezeichnung vor. Aber man soll, selbst als Ur-Breslauer, auch hier nicht kleinlich und pharisäisch sein. Vielleicht hatte der Dichter zur Zeit seines Breslauer Aufenthalts viel in der Nähe der Ohle zu tun, von der wirklich keine arabischen Wohlgerüche aufgestiegen sein sollen, oder seine Wohnung befand sich in der Nähe eines Kaufmanns, dessen Speicher mit Häuten oder Fischen gefüllt war, dann wäre es kein Wunder gewesen, daß Goethe Breslau nicht für eine wohlriechende Stadt hielt. Es war eine fleißige Stadt, in der unermüdlich gewerkelt wurde, und Gewerbefleiß ist meistens nicht gerade mit Wohlgeruch verbunden. Goethe spricht ja selbst von der „lärmenden“ Stadt, was hier gleichbedeutend mit tätiger Stadt ist. In Fabriken und Speichern herrscht im allgemeinen kein Geruch, der ästhetischen Nasen Behagen bereitet.

Außerdem hat Goethe seine seltsame Charakteristik über Breslau nicht öffentlich verkündet, sondern in einem privaten Brief, wo man nicht immer jedes Wort auf die Goldwaage legt. Der Dichter befand sich zudem zu jener Zeit in einem gereizten Gemütszustand, und das muß ihm auch, da wir beim „Plädieren“ sind, als „mildernder Umstand“ zugute gehalten werden. Der Aufenthalt in Schlesien hatte sich über Erwarten lange ausgedehnt. Das königliche Hauptquartier, bei dem sich Goethe im Gefolge des Herzogs von Weimar befand, wartete hier auf eine politische Entspannung und verkürzte sich die Zeit durch geräuschvolle Feste, die auf die Dauer dem Dichter wenig behagten, der noch voll des Erlebens von seiner kaum beendeten Italienreise war und sich danach sehnte, diese Eindrücke zu verarbeiten. Außerdem zog es ihn zu Weib und Kind, denn Christiane Vulpius wartete auf ihn. Aus diesem Grunde wollte er sobald als möglich von Breslau „erlöst“ sein, wie er schrieb; er war äußerst verdrießlich durch die Umstände, die ihn hinderten, nach Weimar zu eilen. In dieser griesgrämigen Stimmung ist ihm die unfreundliche Äußerung über die riechbare Beschaffenheit der schlesischen Hauptstadt aus der Feder geflossen. Grund genug, dieser im Unmut gezeugten Bemerkung keine weltbewegende Bedeutung beizulegen.

„Suste nisch ock heem“ wollte damals der Dichter, weshalb er an Herder schrieb: „Indessen wünscht sich alles nach Hause . . . Ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen . . . Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt und mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen.“

Am 19. September 1790 verließ Goethe Breslau und begab sich auf die ersehnte Heimreise. In Weimar wurde in der Folge Schlesien zu einem beliebten Gesprächsthema, jenes Schlesien, das Goethe in einem zweiten Briefe an Herder ein „zehnfach interessantes Land“ genannt hat. Das war seine wirkliche Meinung, und deswegen haben wir alle Ursache, dem größten deutschen Dichter jene beiden im flüchtigen Augenblick gezeugten „Entgleisungen“, die im Grunde gar keine sind, nicht als einen Vorwurf anzukreiden.

Ein Turm löst Schuldhaft

Von O. Th. Stein

Im Hause des Färbermeisters Georg Milde auf der dunklen Burggasse in Hirschberg schaltete im Winter 1738 zu 1739 die Not frei und rücksichtslos, schwang wie ein Sklavenhalter ihre Peitsche über die Rücken des Hausvaters, der Hausmutter und ihrer sechs Kinder und grinste allemal hämisch und bössartig, wenn sie vergeblich Anstalt machten, sich gegen ihre Herrschaft aufzulehnen.

Der Meister trug die Schuld nicht daran, daß es so war. Ihm versagten oft seine Glieder fast den Dienst, wenn er am Feierabend die Färbekeule aus der Hand legte. Und sein Gesell, der Hanschristof Ende, werkelte dann obendrein noch allein zäh und unermülich weiter bis in die Nacht.

Ihn barmte der Meister, denn der war wie sein Name: mild, gut, freundlich und überdies bescheiden und sparsam. Sünnte sich selbst kaum den nötigen Bissen Brot, daß nur Weib und Kinder satt hätten. Und der Gesell teilte oft genug auch noch seine schmalen Bissen mit denen.

Die Hausmutter, einst eine starke, wirkliche Frau, litt seit Jahren an der zehrenden Sucht und schlich im Hause umher wie ein armer Schatten ihres einstigen Selbst.

Zum Schaffen fehlten ihr Kraft und Freudigkeit, wenn auch der redliche Wille da war.

So sah das Milde'sche Haus nicht gar sonnig drein, denn die Kinder waren noch zu unwüchsig und hilflos, um der Mutter zur Seite stehen zu können, das älteste erst ihrer acht, das jüngste ein halb Jahr. Und dem achtjährigen Buben konnte man schier auch schon das Vaterunser durch die Backen blasen. Er trug wohl den Keim des mütterlichen Leidens in sich.

So hatte die Not das Thor weit offen gefunden und ihren Einzug gehalten. Sie wurde selber nicht fett dabei, aber jeder Bissen, der den Hausleuten daneben geriet, war für sie wie eine reiche Mahlzeit. Und da blieb sie halt. Not findet allemal Gehilfen und Werkleute. Keine größere Freude für solche, als mitwühlen und bohren zu können, wie die heimlich tickenden Holzwürmer, bis das unterwühlte Haus zusammenstürzt.

Solch heimlicher tückischer Bohrwurm des Schicksals war der Rausherr Friedrich Klepper vom Markt. Besaß eins der stattlichsten Häuser an der Kornseite und hatte seine gierigen Krallen auf schier einem Schock anderer liegen, die ihm alle zinspflichtig waren. Und darunter gar arg das Milde'sche. Nicht die jammervolle Krankheit seines Weibes allein hatte den Färber zum Schuldklaven Kleppers gemacht, auch allerlei sonstig Ungemach: ein Brand seiner Werkstatt, der auch fast das Wohnhaus mit ergriffen hätte, das Sterben der beiden Ziegen, die den Kindern Milch gaben, ein Sudpech, das im Färberkessel ein ganzes Webstück vernichtete, das er dann ersetzen mußte.

Da halfen Fleiß und Darben nichts. Nicht auch Bitten und Barmen. Des Kaufherrn Wort stand wie ein unheil drohender Kommet über dem Mildehaus: „Zahlen bis zum 20. Feber oder der Meister wandert ins Schuldstübchen!“ „Erbarm dich, Hanschristof, wo soll ich's hernehmen?“ klagte der allzufrüh ergraute Meister, der doch erst 38 Jahre zählte, dem Gesellen.

„Arbeiten will ich, Meister“, knirschte der straffe, vierschrötige Bursch zwischen den Zähnen durch, „Tag und Nacht! Könnt doch sein, daß wir's schaffen!“

„Wir schaffen's nit, Hanschristof! Ist gar zu arg, die Schuld. Kriegte auch der Balthasar noch seine vier Weben flandrischen Tuchs und zahlte sie und der Drehscher sein Garn, der Melchior Körner seinen Ballen Fries — aber kein Engel kann's abwerkeln bis dahin, glaub mir's nur! — es reichte doch nit. Fehlten immer noch ein Schock Gülden. Und wovon sollen wir essen?“

„Wollen dran gehen, Meister! Wo ein Wille ist, schickt Gott vielleicht ein Wunder. An mir soll's nit fehlen!“

„Guter Hanschristof! Mag dir's der Herr vergelten, was du an uns tust. Ich werd's wohl nie können!“ seufzte der Meister und rührte die Keule zum Weiterchaffen.

Aber der 20. Feber kam heran, und über dem Mildehaus, der Nummer sieben in der dunklen Burggasse, war noch kein Wunder aufgegangen. Noch stand rotglühender denn je darüber der arge Kommet . . .

„Wie sollt es aus!“ scherzte wehmütig der Meister, „ist eine böse Nummer, die Sieben, und bin allhier geboren an einem Karfreitag in der ersten Nachtstunde. Wo käme da das Licht des Wunders her?“

„Will zum Balthasar, ob er nit ein Einsehen hat und euch eine Vorgaben macht aufs Färbelohn!“ schlug der Geselle vor.

„Guter Hanschristof, es hieße nur neue Last zur alten fügen. Meinst, er werde nit Zins rechnen dafür? Und es reicht eben doch auch nit, wenn er dir nicht zum wenigsten 50 Gülden gäb. Meinst, daß er' täte?“

Der Geselle schüttelte mutlos den Kopf: „Ist auch ein gar zu Genauer, der Balthasar!“

So kam am 20. Feber der Ratsbüttel und führte von Weib und jammernden Kindern weg den George Milde ins Schuldstübchen auf dem Rathause.

„Ist schon gut“, tröstete er vor dem Abmarsch die Seinen, „seid meiner nun etliche Wochen oder Monde ledig. Was ich esse, muß der Klepper zahlen. Und du, Hanschristof, schaffst weiter für die Meinen, nit wahr? Läßt mich nit im Stich?“

„Wo werd ich, Meister!“ stöhnte in ohnmächtigem Auflehnen gegen das Schicksal der treue Bursche.

Da saß nun George Milde wohlverwahrt in dem engen Raum, streckte die arbeitsmüden Knochen auf den dürftigen Schragen und hatte einmal Zeit zu allerlei. Insonderheit zum Grübeln, das von je seine Sache gewesen.

„Sätt' nimmer grade dem gierigen, geizigen Klepper Gewalt geben sollen über mich“, seufzte er vor sich hin. „War eine Torheit, hätte auf der Nachbarn Rat hören sollen, die mich vor ihm gewarnt! Der Herr von Buchs soll doch so gütig sein. Wär ich zu dem gegangen! Der hat ein Herz für die Bedrängten!“

Der Ratsbüttel schlurfte heran. Brachte das Essen. Milde wollte eben zum Messer greifen, als ein scharfes Knirschen und nachfolgendes Rieseln durch den Raum ging.

„Um Jesus, was war das?“ fuhr er empor, „das dürmelte ja, wie meine Werkstattmauer, bevor sie einstürzte nach dem Brandel!“

„Sind wir gewohnt!“ meinte der Büttel gleichmütig, „da guck mal, George, den Riß in der Wand. Das ist der Pärmmacher. Seht schon Wochen so. Mich kümmert's nit, is dem Ratsbaumeister sein Sach. Wenn's ihm gefällt —?“ „Könnt nit heut beim Sonnensinken der Hanschristof zu mir kommen, daß ich nit allein schlafen muß? Ist mir grauslich dahier!“

„Frißt dich keiner, alte Jammerseele“, gab der Büttel mit derbem Spott zurück, „und wenn schon! Den Schaden hättest doch bloß du selber, denn der Klepper wär froh, wenn er nit für dich mehr zahlen brauchtel! Na, will's dem Hanschristof sagen lassen. Wenn er Lust hat? Von mir aus!“

Es ward keine geruhfame Nacht für den bekümmerten Färber und seinen Gesellen.

Da war einmal das Sorgengespräch, das kein Ende nehmen wollte. Dann aber der Wandriß, aus dem alleweile zermalmter Kalk herabrieselte und Meister und Geselle bänglich machte.

„Was das nur ist?“ seufzte immer wieder George Milde.

So kam der Morgen heran. Es schlug halb und dreiviertel sechs Uhr vom Kathausturme, und den beiden Männern, die bisher kein Auge geschlossen, klang es seltsam dumpf und dröhnend, das Rasseln der Glockenkette, so grausig nahe, als sei es unmittelbar über ihren Häuptern, und die Kette dringe ihnen ins Gehirn ein.

Wieder ein furchtbares, nervenerschütterndes Knirschen, aber diesmal nicht an der Rißwand allein, sondern von überallher.

George Milde erhebt sich vom Schragen.

„Ich will doch nachsehen“, murmelt er. Geht hinaus in das winzige Vorgemach. Da sieht Hanschristof Ende, der treue Färberknecht, zu seinem blassen Entsetzen, wie alles vor ihm, Wand, Boden, Decke, in grausige, unheimliche Bewegung gerät. Ein erschreckliches Gepolter, Krachen, Stürzen, Donnern hebt an. Erstickender Staub und Qualm durchwolkt im Nu den Raum, daß er minutenlang weder atmen, noch sehen, noch einen Laut von sich geben, noch sich rühren kann.

Um ihn knallt, kracht, donnert es weiter, als stürze die Riesenkoppe, von Götterhand umgestoßen, ins Tal.

Die Wände schwinden, der Estrich bricht Schritte vor ihm durch, die Decke stürzt ihm nach in die Tiefe. Der Kachelofen im Schuldstübchen bricht ein und versinkt im Abgrund, der sich jählings aufgetan hat.

Da ist kein Rathhaus mehr vor ihm, nur freie Luft und darunter ein ungeheurer Schutt- und Trümmerhaufen.

Er aber sitzt, halb ohnmächtig vor Schreck, auf der Bank neben dem Schragen und erwartet jeden Augenblick, daß ein Balken oder Baustein ihn zerschmetterte oder es ihn auch hinabzieht ins Bodenlose.

Nichts dergleichen geschieht. Da reißt es ihn empor, sich zu retten, und mit einem wilden Angstschrei springt er in einem gewaltigen Satz in die freie Luft. Landet unverseht auf dem Trümmerberg, der sich fast bis zur Höhe des Schuldstübchens häuft, eilt in Sprüngen daran hinab und — findet sich in den Armen des wohlangeesehenen, ehrbaren Stadtphysikus und Rathmannes Dr. Caspar Gottlieb Lindner, der ihn liebevoll zu beruhigen sucht.

Beide sprechen zunächst kein Wort. Sind erschüttert von der erschreckenden Wucht des Augenblicks. Plötzlich ringt es sich aus der Brust des jungen Färbers:

„Der Meister! Ich muß —! Er hat noch geschrien, als er stürzte!“
Und ist im Nu den losen Trümmerberg wieder hinauf, um Meister Milde zu retten.

Was geschehen ist, kümmert den treuen Burschen nicht, auch nicht, was noch geschehen könnte. Er denkt nur das eine: unter diesem gewaltigen Trümmerhaufen liegt Meister Milde, der sechs Kinder Vater vom Hause Nummer sieben auf der dunklen Burggasse, begraben. Vielleicht, daß er noch lebt! Der Meister Milde war dem Erdenkummer entrückt. Des Ratssturmes furchtbarer und doch so glücklicher Sturz — nichts hatte er am Markt zerschmettert, als ein Stück des eigenen Hauses — hatte seine Schuldhaft zerrissen und mit ihr auch das Elend der Seinen.

Von Buchs, der edle Kaufherr, löste die Mildes von ihrer Schuld. Gab Haus und Werkstätte Hanschristof Ende zu treuen Händen. Der hat's redlich verwaltet, bis einzig der jüngste Bub überblieben von den Mildes. Alle anderen waren der Mildin bald nachgefolgt, die wenige Tage nach dem Turmsturz an ihres Gatten Seite sich bettete.



Der Streit um die höchste Ehre

Parabel von Paul Majunke-Lange

Es war zu jener Zeit, als die Bruderschaften und Gilden der Handwerker in den Zünften aufgegangen und ihren festeren Zusammenschluß gefunden hatten. Durch die fachberufliche Vereinigung war den einzelnen Handwerkerkünften eine ständig wachsende Macht gegeben. Sie nahmen teil an der Gestaltung des Gemeinwesens und hatten im Rat der Städte ein entscheidendes Wort mitzureden. Auf dem einfachen Wege der Selbstverwaltung war es ihnen möglich gemacht, in ihren Reihen für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen und Berufsfremde, die Dfischer und „Bönhasen“, fernzubalten.

So hätten also die Meister und Gesellen einen schönen Tag leben können, trotz aller Mühsal ihres Berufes. Eine Zeitlang ließ es sich auch an. Aber da geschah es, daß zwischen einigen Zünften Unfrieden auskam. Die einen wollten mehr sein als die anderen; sie forderten, daß eine gewisse Rangordnung eingeführt werde. Es sei ja ganz schön, wenn nunmehr jeder Selbständige „Meister“ und jeder Gehilse „Geselle“ heiße. Aber man könne doch nicht alle Handwerkskünste einander gleichsetzen. Es müßten Unterschiede gemacht werden, und zwar je nach Wichtigkeit und Bedeutung des einzelnen Handwerks. Es meinten die Kupferschmiede und die Zinngießer, ihre Arbeit sei besonders kunstvoll und wichtig für die Bedürfnisse der Menschheit, weit wichtiger jedenfalls als die der Schreiner und Gerber. Jene aber gerieten in Harnisch, als sie von dieser Überheblichkeit hörten.

„Wenn wir ihnen nicht Hausrat und Werkgerät lieferten, was wollten die eiteln Brüder wohl machen?“ so fragten die Schreiner. Die Gerber aber pochten auf ihre Kunst und stellten hohnlachend fest, daß ohne ihre Arbeit niemand was Rechtes anzufangen wisse.

Als die Kürschner und Sattler von dem Streite hörten, mischten auch sie sich drein.

„Diese eingebildeten Krämerseelen sollen nur stille sein!“ riefen sie aus. „Die sollten sich nur einmal an unsere Arbeit heranmachen! Das gäbe ein Gekrächz und ein Gelächter dazu! Man sollte sie hängen!“

So nahm der Streit um die höchste Ehre gar bald einen scharfen Kurs. Es wurden ihrer immer mehr, die da glaubten, allein den Anspruch auf den ersten Platz unter den Handwerkern erheben zu können. Nach kurzer Zeit schon lagen sich die streitenden Parteien arg in den Haaren, und manche Auseinandersetzung nahm einen handgreiflichen Ausgang, wobei nicht immer die am besten absehn, die zuvor das größte Maul geführt hatten. Es waren bald auch die Schlächter und Bäcker, die Brauer und die Müller auf dem Plan erschienen, um ihre Ehre zu verteidigen. Sie machten nicht viel Worte. „Wenn Ihr nichts zu essen und nichts zu trinken kriegt außer Wasser“, so

sagten sie, „dann werdet Ihr schon dürrer und kirrer werden und die Luft am Händel verlieren! Wenn wir nicht wären, müßtet Ihr allesamt Feierabend machen, Ihr Hungerleider!“

Und als gar die Schmiede und Schlosser, die Maurer, Zimmerer und Dachdecker ihre Rechte anmeldeten, da wurde der Kampf immer wilder und heftiger. Am Ende wußte niemand mehr zu sagen, wer den Streit eigentlich angezettelt und die friedlichen Zünfte herausgefordert hatte. Man wußte nur, daß die eigene Zunft durch das Gerede der anderen angegriffen und zur Verteidigung gezwungen worden war. Solange nun der Streit nur unter den Oberen der Zünfte ausgetragen wurde, solange ging's hin. Als aber, wie nicht anders erwartet werden konnte, auch die Meister und Gesellen und selbst die Lehrjungen untereinander um den Vorrang der Ehre ihres Handwerks stritten, da schien es an der Zeit, dem Gerede und Gehänsle ein Ende zu machen. War es doch schon aller Orten im Lande soweit gekommen, daß die Arbeit Tage und Wochen unberührt liegenblieb, weil sich die Zünftigen befehdeten und einander zur Anerkennung zwingen wollten. Die Obrigkeit sah sich dem Treiben des Ehrgeizes und des Neides machtlos gegenüber, denn mit den neugebackenen Zünftigen war nicht gut Rirschen essen.

Da hielt der greise Altmeister Ekebrecht seine Zeit für gekommen. Er stand zwar nicht mehr am Amboß wie ehemals; das hatte er längst seinen Söhnen überlassen, acht an der Zahl. Aber sein Wort galt den Zünften wie das Wort Gottes. Meister Ekebrecht war seines aufrechten Wesens und seiner gerechten Art wegen im ganzen Lande geschätzt und gerühmt. Wie hoch die Jahre seines Lebens zählten, wußte wohl keiner. Es mochten an die achtzig oder hundert sein, wenn man ihn nach Gestalt und Aussehen schätzte. Sein Geist aber war regsam, wie der eines Jungen, und sein Verstand war klug wie der eines Weisen. So war er zum Zeichen äußerer Ehrung zum Altmeister benannt und als höchster Richter über alle Zünfte gesetzt worden. Bei ihm holte sich Rat, wer dessen bedurfte, und bei ihm fanden alle ein offenes Ohr, die Wichtiges mitteilen oder ihr Herz erleichtern wollten. Recht und Unrecht wußte Meister Ekebrecht so haarscharf zu scheiden wie kein anderer. Das wußten sie alle, auch die, welche ihn nie gesehen hatten und seinen Namen nur vom Hörensagen kannten.

Meister Ekebrecht erfuhr also von dem Hader der Zünfte, und er beschloß den Streit zu schlichten. Er überlegte nicht lange, denn sein weiser Verstand sagte ihm, daß es diesmal nicht mit ein paar Worten abgetan sein könnte.

„Der Teufel der Hochmut ist in die Männer gefahren!“ sagte er mit ernster Stimme zu Meister Dietrich, der ihm die Botschaft von den Wirrnissen überbracht hatte. „Der Teufel des Hochmuts ist's, der sonst nur die Weiber heimsuchen pflegt. Laßt uns eine Volksversammlung einberufen, wie unsere Alvordern bei derlei wichtigen Anlässen getan! Denn alles Volk soll teilhaben an dem, was zu entscheiden ist. Für alle Zeiten muß die Zwietracht von den Unsrigen genommen werden. Das aber ist nicht in aller Stille getan, wiewohl

es leichter und einfacher wäre. So ruft sie zusammen auf den ersten Tag im Scheidung. Bis dahin ist Zeit genug für Vorbereitung und Wandererschaft. Und es soll mir der Älteste aus jeder Zunft an diesem Tage in öffentlicher Rede zu erkennen geben, worauf der Anspruch seiner Zunft sich gründet!“

So sprach Altmeister Ekebrecht, und bald war sein Gebot bei allen Zünften und in jeder Werkstatt bekannt. Niemand war, der Widerrede erhoben hätte. Sie wußten alle: wenn der Altmeister zur Versammlung rief, dann war es recht so. Ja, manch einer unter ihnen hatte im stillen gehofft, daß es so käme, damit wieder Frieden werde zwischen den Zünften und die Hochmütigen zu Falle gebracht würden. Und es war, als sei mit den Streitern eine Wandlung geschehen. Seit des Altmeisters Rundgebung hörten die Handgreiflichkeiten auf, und die Kampfhähne gingen einander fortan mit grimmigen Gesichtern aus dem Wege. Im Innern aber sehnten sie den Tag herbei, der die Entscheidung bringen sollte.

Und dieser Tag kam schneller heran, als es manchem erwünscht war. Sollten doch die Ältesten der Zünfte vor versammeltem Volke das Wort ergreifen und für die Kunst ihres Handwerks eine Lanze brechen! Das war nicht so einfach, als es zu Anfang den Anschein gehabt. Lange Beratungen gingen vor aus und manche Verwünschung wurde laut. Sie hätten am liebsten all' das böse Gerede ungeschehen gemacht. Aber nun war's zu spät, und Meister Ekebrecht hatte gerufen.

Die Ernte der Bauern war herein, und über die Stoppeln blies der Wind sein vorherbstlich Lied. Da strömten aus allen Richtungen die Zünftigen herbei zur Thingstätte, die durch Überlieferung und Brauch geweiht war. Sie kamen zu Fuß oder hoch zu Ross, manche auch in trauter Gemeinschaft auf den Fuhrwerken der Handelsleute. Der große Platz vermochte die Tausende kaum zu fassen, denn es war viel Volk erschienen, das den Handwerkern nicht angehörte. Wundersam war das Bild anzuschauen, das die bunten Trachten im Grün der Landschaft boten. Musikanten spielten auf und halfen die Zeit bis zum Beginne verkürzen.

Der Altmeister war früh erschienen und hatte auf dem steinernen Sitz unter dem breiten Eichendach Platz genommen. Ihm zur Rechten und Linken saßen je drei weißhäuptige Recken, die er sich zum Rate erkoren. In angemessener Entfernung hatten sich im Halbkreis die Sprecher der Zünfte niedergelassen. Ihnen im Rücken standen die Gesellen; auf hohen Stangen trugen sie das Wappen ihrer Zunft.

Pünktlich zur vereinbarten Stunde erhob sich Altmeister Ekebrecht und trat einige Schritte hervor in den Halbkreis. Das Volk schwieg still und harrte der Worte des Greises.

„Gott zum Gruß, Ihr Männer der Zünfte! Tretet herfür, einer nach dem anderen und gebet Bescheid, wie es vereinbart und von mir gefordert ward. Fasse sich kurz ein jeder, wie es Männern geziemt, und sprecht laut, daß ein jeder vernehme, was Ihr vorzubringen habt!“

Das Volk zeigte sich begierig, zu sehen, wer als erster den Kreis betreten würde. Es war Meister Hildebrant von den Grobschmieden, der bedächtig herfürtrat und also begann:

„Wir Schmiede sind ein fleißig und rechtschaffen Volk! Wir biegen das Eisen und schmieden das Schwert! Die Glut des Feuers ist unsere Kraft! Wir werken unter sprühenden Funken und geben dem Eisen Gestalt und Form, daß es brauchbar werde und nützlich der Menschheit. Uns allein kann nur der erste Platz unter allen gebühren!“

Meister Ekebrecht gab ein Zeichen, und der nächste trat an den Sprechplatz. Es war Meister Gebhart von den Schneidern.

„Wir Schneider sind gewohnt“, so hub er an, „unsere Arbeit still und bescheiden zu verrichten, wiewohl wir gar viel zu Wissen erhalten. Denn nicht jeder trägt unter dem Wams, das wir ihm gefertigt, ein Ebenmaß der Glieder zur Schau, wie unsere Kunst es zu leihen vermag. Was wäre die Welt ohne uns! Wie sähet alle Ihr aus, müßtet Ihr auf der Stelle Eurer Kleider Euch entledigen! Gebt uns den Vorrang und Ihr seid solcher Pein für immer enthoben!“

Lautes Stimmengewirr erhob sich; es fehlte auch an Lachern nicht und Spöttern. Es wurde erst wieder still, als der nächste das Wort zu nehmen sich anschickte.

„Ihr Männer vom Rat: wir Maurer brauchen noch weniger der Worte und Reden! Wo wolltet Ihr wohnen, wo Eure müden Glieder zur Nacht ausstrecken, wo schaffen und werken, wo Euren Besitz bewahren, wenn wir Euch nicht Haus und Hütte, Palast und Gotteshaus zu bauen verstünden? Türme bauen wir Euch, die bis in die Wolken des Himmels ragen! Wer machte es nach? Wer könnte ein Gleiches? Laßt schweigen mich! Denket an Hof und Haus, und Ihr wißt, wie Euer Wort zu lauten hat!“

Meister Adalbert, der diese Worte gesprochen hatte, war noch nicht an seinem Platze wieder angelangt, da begann schon Meister Runo, der Älteste aus der Junft der Dachdecker, seine Rede:

„Schon gut und recht, mit Verlaub, was jener gesprochen. Doch hat er im Wichtigsten gefehlt: weder Haus noch Hütte, weder Palast noch Kirchturm sind ohne Dach zu gebrauchen! Wir erst vollenden das Werk der anderen, wir sind's, die das Letzte bereiten und krönen das Ganze. An höchster Stelle ist unser Platz, und gefahrvoll wie kein anderes ist unser Schaffen. Wir sind den Wolken so nahe wie keiner von Euch! Drum gebührt uns auch im Ansehen der höchste Platz!“

Der Altmeister winkte, und ein neuer Sprecher betrat den Kreis. Er war von den Töpfern. Ihm folgte der Böttcher und jenem der Schuhmacher. Sie alle hatten nicht minder gewichtige Dinge ins Treffen zu führen. Aber auch die Schlächter und Bäcker, die Müller und Brauer, die Schlosser und Färber, die Kürschner und Gerber, die Sattler und Täschner, die Weber und Handschuhmacher kamen zu Worte und alle, die sonst noch zu nennen wären. Keiner war um den Beweis verlegen, daß seine Arbeit die wichtigste wäre und sein Platz der höchste im Range sein müsse.

Die Sonne stand hoch und spendete die Glut eines Spätsommertages hernieder. Der Schweiß perlte den Menschen vom Antlitz; aber still und lauschend standen sie in dichten Reihen. Endlich trat der letzte herfür. Es war Robert, der Schreiner.

„Ihr mögt entbehren, was und wen Ihr auch wollt, Ihr mögt das Dach auf Eurem Hause für wichtiger halten als das Rad an Eurem Gefährt, Ihr mögt das Fleisch für notwendiger ansehen als ein Laib Brot, mag sein, mag sein! Aber Ihr werdet des Schreiners nie und nimmer entbehren dürfen. Die Mannigfaltigkeit des Hausrats nicht gerechnet, bedenket eins nur: wenn Ihr das Licht der Welt erblicket, so ist's die Wiege, die Euch Wohnstatt wird, von unsrer Hand gefertigt. Und so Ihr Euch ein Leben ohn' unsre Kunst nicht denken könnt, so könnt Ihr auch nicht zur letzten Stunde die Augen schließen, wenn wir nicht des Totenschreins Euch versicherten! Die erste und die letzte Wohnstatt holt Ihr Euch bei uns! Wir steh'n an Eurem Anfang und an Eurem Ende! Fürwahr, ich kann mich einer höh'ren Gunst nicht rühmen. Und so wahr ich hier an letzter Stell' zu Worte kam, so wahr erwart' ich Euren Spruch, der uns die erste Stelle leiht für alle Zeiten!“

Still war's in der weiten Runde, als des Schreiners Worte verklungen waren. Ein jeder schien mit einem Male mit sich selbst beschäftigt. Ein jeder sah sich seiner letzten Stund' erinnert.

Da erhob sich Altmeister Ekebrecht. Groß und mächtig schien er plötzlich, wie er so stand im gleißenden Licht der Sonne. Würdig anzuschauen im weißen Haar. Seine Augen waren voller Glanz und Frische. Und laut und fest war seine Stimme:

„Männer und Frauen! Junstgenossen! Meister und Gesellen! Ihr habt genommen, was heute hier vorgebracht! Ein jeder sprach laut're Wahrheit, ein jeder überzeugte uns mit Kräften seiner Worte. Nicht einer war, der überflüssig' Werk verrichtet. Und jeder meint, daß ihm und seiner Kunst der höchste Rang gebühre. Nun denn! Ein müß'ger Streit scheint's mir bei allem doch zu sein. Denn wer nach alledem den Preis der höchsten Ehre noch zu fordern sich erkühnt, der höre, was mein Urteil spricht: n i c h t e i n e r hat das Recht darauf! Nicht einer aus der Reih' von Euch hat mehr zu geben als der andre! Nicht einer . . .!“

Der Alte machte eine Pause und blickte strengen Auges in die Runde. In stiller Erwartung standen alle und harrten der Begründung. Der Altmeister setzte seine Rede fort:

„Keiner, so sage ich Euch, darf ungestraft sich wichtiger dünken als der andre! Denn einer ist nichts ohne den anderen! Wir brauchen Euch allesamt, und Ihr brauchet einander, wie Ihr das Werkzeug braucht zu Eurer Arbeit! Jeder ist nur ein Teil des Ganzen, und jeder schafft nur ein Teilchen, nicht aber ein Halbes oder ein Ganzes. Denkt ein wenig in Ruhe nur nach, und meiner Rede Sinn wird Euch behagen. Was ist der Schneider ohne Schere, Tuch und Nadel? Was der Schmied ohne Kleidung und schützendes Leder? Was ist

der Maurer ohne Rüstzeug? Was bleibt dem Dachdecker zu tun, wenn Maurer und Zimmerer nicht ihr Teil zuvor geleistet? Erlaßt es mir, sie alle aufzuzählen und ihre Rede Wort für Wort zu widerlegen. Was sind wir ohne Schreiner, der uns die Wiege und den Sarg zu zimmern weiß? Was ist selbst er, wenn wir nicht sind?“

Das heilige Feuer in der Rede des Alten war auf die Massen übergesprungen. Das Licht der Erkenntnis drang in ihre Herzen. Die Männer der Zünfte blickten einander verlegen an. Das Volk aber jubelte dem Alten zu. Er hatte Recht gesprochen, wie sie es kaum erwartet und doch für richtig fanden. Und noch einmal nahm der Alte das Wort:

„So bleibt noch eins: ehret und achtet einander! Hochmut und Standesdünkel sei ferne von Euch! Seid einig und groß in der Kraft Eures Wirkens, seid stets einander zur Hilfe bereit! Einer für alle, alle für einen! Vergesst es nie! Das wird Euch vorwärts bringen und vollenden, zum Wohle aller in Stadt und Land, zum Segen Eures eigenen Hauses. So geht jetzt heim und laßt den Streit beendet sein. In der Arbeit nur zeigt sich der Meister, nicht im Geschwätze müß'gen Haders. Wohlان, so geht und reichet Euch die Hände! Gott sei mit Euch!“

Und ehe noch das letzte Wort verklungen, da hub ein Jubeln an und Jauchzen. Alt und Jung erglühte in Freude über Ekebrechts weise Rede. Die Ältesten der Zünfte reichten stumm und ergriffen einander die Hände. In Feiertagsstimmung zogen sie dann in ihre Orte, nach allen Himmelsrichtungen verströmte die Masse des Volkes. Musikanten spielten Dankeslieder, und aus tausend Herzen wurde Altmeister Ekebrecht gelobt und gepriesen.

Sein Wort ist geblieben, wenn auch die Stürme der Zeit manches für kurze Dauer verwehten. Und immer wieder kam ein Ekebrecht, der die Kraft und die Weisheit in sich trug, sein Volk zu erneuern und alle Zwietracht zu vernichten.



Aus einem Sommer

Wie fühlen sich die Tage	Die Wege wehn befangen
Don Düften jetzt bedrängt.	Im hellen Lindenlicht.
Den Garten, wie vor Jahren,	Den nahen Bergen fallen
Hat der Jasmin verhängt.	Die Wälder ins Gesicht.

Ein Wind ist blau im Blauen
Verwundert aufgewacht . .
Mit allen seinen Lauten
Hat er an Licht gedacht.

Ernst Günther Bleisch

Der Tod von Ypern

Kriegsnovelle von Alfred Hein

„Für mich sieht der sagenhafte Tod von Ypern so aus“, sagte mein Frontkamerad Josef Buchholz, und eine düstere Falte fand sich plötzlich an seiner Stirn oberhalb der Nasenwurzel, seine Augen wurden von quälenden Gesichtern beunruhigt: „— es war zwischen Pervyse und Kamscapelle. In jenen Tagen, da die jungen Kriegsfreiwilligenregimenter Langemarck stürmten, wurden wir vom Reserveregiment 48, das zum Korps Veseler gehörte, sofort nach der Eroberung Antwerpens an die Flandernfront geworfen. Die Flankendeckung der vierten Armee bildeten wir, und niemand als Gott und unsere toten Kameraden wissen es, wir taten es den Langemarckkämpfern gleich — wir gingen drauf, nun, wie es eben ein aktiver brandenburgischer Grenadier gelernt hat.

In Kamscapelle nahmen wir Haus um Haus. Wir erschienen hier, Sümpfe und Wassergräben durchwatend, so überraschend, daß noch überall die Bewohner der Häuser in den Kellern hockten; viele belgische Soldaten in Zivilkleidern darunter — manchen erwischten wir; doch andere benahmen sich so unmilitärisch, daß wir gutmütigen Barbaren ihnen ihre spießbürgerliche Harmlosigkeit glaubten. Zum eigenen Schaden. Sie spionierten.

Immer wieder aber kam die Anfrage der Stäbe zu unserem Vorhutbataillon: Ist der Bahndamm schon genommen?

„Der Bahndamm — der Bahndamm — — also los!“ lachten und fluchten wir, obwohl mancher schon fehlte in unseren Reihen. Es wurde Abend. Da stapften wir wieder durch den Sumpf. Kugeln pitschten in den Schlamm. Hier hieß es dennoch aufrecht schreiten. Wer sich hinlegte, versank.

Mancher fiel. Ich blieb. Blutzunger Unteroffizier war ich damals, ich diente gerade mein Einjährigengjahr, als der Krieg ausbrach.

Kleine Gruppen von flüchtenden Belgiern und Engländern sahen wir in den Gevierten der Kanäle und den kaum da und dort von einem Baum überragten Wiesen der flämischen Niederung.

Von der Küste her schossen englische Schiffsgeschütze schwere Brocken herüber. Sie rollten an uns vorbei, wer weiß, wo sie landeten.

Zweihundert Meter von dem Bahndamm erhielten wir plötzlich aus einem Bahnwärterhaus sofort scharf unsere Reihen durchschießendes Maschinengewehrfeuer. Gott sei Dank, der Boden war dort fest geworden, wo ich, vor den Kugeln flüchtend, gerade hinlangte und mich hinwarf. Als ich wieder zur Besinnung kam, fehlten von meiner Gruppe drei Mann.

Ein Melder kroch heran: „Unteroffizier?“ Ich nickte. „Zugführer und alle Chargen verwundet oder tot. Sie müssen den Zug übernehmen.“

Wer das befohlen hat, weiß ich bis heute nicht. Ich übernahm den Zug, der noch kaum vier volle Gruppen stark war, teilte ihn, von Mann zu Mann kriechend, neu ein und gab dann den Befehl: Liegenbleiben bis zum Morgengrauen!

Als die Sterne verblichen, ich glaube, ich hatte trotz des Feuerns rundum geschlafen, da kam mir noch im Halbschlaf der Gedanke: Das Bahnwärterhaus sofort stürmen!

Ich gab den Befehl, ehe er so richtig erwogen war.

Wir stürmten plötzlich. Die Sache gelang. Der Feind wich abermals, diesmal ohne uns den Tod hinüberzuschicken, auf Isporn zu.

Im Bahnwärterhaus fanden wir nur ein Mädchen von siebzehn, achtzehn Jahren. Lieblich anzusehen. Blond. Blauäugig. Eine hübsche Gestalt. Sehr ängstlich. Doch unser Kompanieclown Deterding lebte noch und schmuste sofort mit dem „Meisje“. Und siehe, bald kochte es Kaffee.

Das Gewehrfeuer schwieg.

Wir sahen rechts und links Kameraden den Bahndamm besetzen; zwar schlugen hin und wieder Granaten ein — aber wir hatten Hunger. Und es war wie eine kleine Siegesfeier, als wir mit dem hübschen Meisje beim Frühstück saßen.

In der Nacht erhielt das Bahnwärterhaus starkes Granatfeuer, so daß wir Überlebenden ins Vorfeld flüchteten. Das Meisje war plötzlich verschwunden. Einer meiner Leute hatte gesehen, wie jemand seitab von einem Baum mit einer Bahnwärterlaterne Blinkzeichen gab.

Spionin also . . . Wenn wir dich kriegen, du schönes Biest!

Die zweite Nacht vor Isporn verging. Als der Morgen das Land ringsum wieder sichtbar werden ließ, sahen wir voller ehrlichem Schrecken kilometerfern Wasserfluten herankommen.

Die Belgier hatten die Schleusen von Nieuport geöffnet. Das Meer brach ins Land.

Aber dort der Staudamm deckte unsere Flanke. Der neue Kompanieführer, Oberleutnant Schwab, er fiel drei Tage später beim Rückzug, erschien gerade in diesem Augenblick — er ließ auf meinen Rat den Staudamm mit einer MG.-Abteilung besetzen. Wir aber sollten weiter vorwärts, sobald das Nachbarregiment den Bahndamm wenige Kilometer östlicher gestürmt hatte. „Wenn wir hier durchbrechen, ist der Weg nach Calais frei“, lächelte Schwab, „und Tommy im Sack . . .“

Doch in der dritten Nacht — und am nächsten Morgen wollten wir zum Entscheidungstoß vorwärtsstürmen — flog der Staudamm mit gewaltiger Explosion in die Luft.

Der einzige Mann von der MG.-Abteilung, der durch ein zufälliges Beiseitegehen die Sprengung überlebte, brachte mit Tränen der Wut im Blick das Meisje aus dem Bahnwärterhaus an.

Die Wasser gurgelten schon um den Bahndamm durch den geborstenen Wall.
„Der war's!“ fluchte der MG.-Schütze.

Denn das Meisje trug keine blonden Zöpfe mehr. Ein Mann.

Detterding wollte ihm eins in die Schnauze schlagen und sammelte alle Fliche über ihn.

„Warum?“ fragte ich den trotzig dreinschauenden Feind.

Ein siegesgewisses Lachen war die Antwort. Ein triumphierender Blick nach dem zersprengten Wall, durch den nun die Wogen zischten, um uns abzuschneiden. Dann bat er nur noch, seine Männerkleider anziehen zu dürfen. Nein, nein, er stelle keine Falle, ein Doppelposten möge ihn begleiten. Ich nickte nur . . .

Wir banden ihn an eine der noch unzerpellten Telegraphenstangen, die den Bahndamm entlangliefen.

Dann schossen sie auf mein Kommando.

Die Wasser stiegen.

Befehl kam: Zurück!

Totenstille lag über der Morgenlandschaft.

Mit geneigtem Haupt hing an der Telegraphenstange der tapfere Spion.

Im Zurückmarschieren wendete ich mich oft um und sah immer wieder zu dem toten jungen Belgier. Sonst ragte weit und breit nichts mehr gegen den Himmel als der Pfahl mit dem Gerichteten.

Das werde ich nicht vergessen.

Das ist der Tod von Ypern, wie ich ihn sah und erlebte.

Vielleicht wären wir von der fünften Reserve division sonst doch durchgebrochen, ehe die Wasser nahten. Überall waren wir im Vordringen. Überall wichen die feindlichen Truppen. Und ein gewöhnlicher Zivilist — — — ja, der Tod von Ypern — der Tod — von — Ypern — —“

Reichsbund Deutscher Schriftsteller * Gau Niederschlesien

Verbandsgauleiter: Waldemar Glaser, Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 16a

Stellvertreter: Leonhard Hora, Breslau, Herzogstraße 6, Fernruf 823 91

Schriftführer und Schatzmeister: Kurt Paqué, Breslau-Krietern, Schloßparkstraße

Gau Niederschlesien des RDS.

tagte am 1. Juni im Gauhaus der NSDAP, Breslau

Diese Tagung des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller unter Leitung der neuen Gauführung war in jeder Hinsicht ein voller Erfolg. Schon rein äußerlich unterschied sie sich von den früheren Tagungen dadurch, daß sie diesmal im Sitzungszimmer des Gauhauses der NSDAP. stattfand, und daß das Sitzungszimmer sehr schnell bis auf den letzten Platz besetzt war. Wenn unter den Verbandsmitgliedern zuerst nur etwas wie eine unbestimmte Spannung war, so änderte sich diese, als der neue Verbandsgauführer Waldemar Glaser sprach, sehr bald in eine zuversichtliche Erwartung und vor allem in ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Denn was der Verbandsgauführer an Vorschlägen und Plänen entwickelte, waren eindrucksvolle Notwendigkeiten, die sich der größte Teil der Verbandsmitglieder bestimmt schon seit langem erwünscht und erhofft hatte.

Zuerst nahm der Verbandsgauleiter von den Mitgliedern der vorigen Verbandsgauführung: Verbandsgauleiter Erich Hoinkis, stellvertretender Verbandsgauführer Krause, Rassenwart Beck, Dr. Dr. Falkenhofen, Dr. Rose, Leonhard Hora, Paul Majunke-Vange und Frau Friede Gewecke, der Leiterin der Frauengruppe, die Ämter zurück und sprach ihnen für ihre Leistungen und ihre Tatkraft seinen Dank und seine Anerkennung aus. Danach führte er den neuen stellvertretenden Verbandsgauführer Leonhard Hora und den Gaugeschäftsführer Kurt Paqué und die Leiterin der Frauengruppe, Friede Gewecke, in ihr Amt ein.

Anschließend ging der Verbandsgauführer zu einem längeren Referat über. Er führte aus: Der Reichsverband Deutscher Schriftsteller ist die Berufsorganisation aller schriftstellerisch tätigen Berufsgenossen. Ihre Berufsvertretung finde die Organisation in der ihr überstellten Reichsschrifttumskammer. Da er, Waldemar Glaser, zugleich auch der Landesleiter der Reichsschrifttumskammer Schlesiens sei, verbinden sich zwei Ämter glücklich in einer Hand, was eine Verwirklichung der vorgenommenen Ziele erheblich erleichtere. Von den Mitgliedern forderte er Standesbewußtsein. Sie hätten sich stets über ihre Aufgabe, die sie innerhalb ihres Volkes zu leisten hätten, im klaren zu sein und verantwortungsvoll ihr ganzes Schaffen für Volk und Staat einzusetzen.

Sehr deutlich wies er auf die augenblicklich noch bestehenden Mängel innerhalb der Organisation hin. Ein sehr schwieriges und leidiges Kapitel sei die Mitgliederfrage. Durch den plötzlichen Aufbau und durch die schnelle Organisation des Reichsverbandes seien Mitglieder in die Organisation gekommen, die, da sie kaum Schriftsteller im wirklichen Sinne seien, nichts in ihr zu suchen hätten. Diese Mängel müssen und werden eine Änderung erfahren.

Um von hinzukommenden Mitgliedern wirklich nur die in die Organisation zu nehmen, die auf Grund ihrer Leistung dazu einen Anspruch haben, sei die Neuaufnahme in den Reichsverband der Deutschen Schriftsteller erheblich erschwert worden. Ehe jetzt ein Mitglied aufgenommen wird, muß es sich durch Veurbringung verschiedener seiner Arbeiten rechtfertigen. Erst nach Prüfung dieser Arbeiten kann die Aufnahme erfolgen oder abgelehnt werden. Bei jüngeren Mitgliedern, deren Arbeiten Ansätze zeigen, aber noch der Entwicklung bedürfen, kann eine gestufte Aufnahme erfolgen.

Noch heute sei leider ein großer Teil ausübender Schriftsteller nicht organisiert. Diese Einzelgänger nehmen unseren Berufskameraden den Erwerb weg, ohne sich an die Pflichten, die sie der vom Staat geschaffenen Organisation, nämlich dem Reichsverband Deutscher Schriftsteller, gegenüber haben, zu erinnern. Diese Herren sollen, falls es sich um ein bewußtes Fernhalten handelt, nur nicht annehmen, daß sie weiter so im Trüben fischen können. Ihnen wird der Verbandsgauleiter das Handwerk legen oder sie, auf Grund der ihm von der Reichsschrifttumskammer übertragenen Macht, zum Eintritt zwingen. Mit scharfen Worten verriß er die Machinationen fraglicher Verleger, die da glauben, in dem Schriftsteller kapitalkräftige Opfer zu sehen. Einigen dieser literarischen Freibeuter sei er bereits auf der Spur, und schon in der nächsten Zeit werde er sie zur Verantwortung ziehen.

Als Überraschung teilte Glaser den Mitgliedern mit, daß er schon in der nächsten Zeit eine schlesische Korrespondenz, die den Zeitungen unentgeltlich zugestellt werden wird, gründen werde. Daß in dieser Korrespondenz nur Arbeiten unserer Mitglieder veröffentlicht werden, ist eine Selbstverständlichkeit. Auch werde er sich darum kümmern, daß die Beziehungen zur Presse wiederhergestellt werden, damit ein ertragreiches und fruchtbares Zusammenarbeiten zustande kommt. Gleichfalls teilte er den Mitgliedern mit, daß die Stadt Breslau auf seine Vorstellungen hin einen Literaturpreis in Höhe von 1000 RM., der alle Jahre zur Verteilung kommt, ausgesetzt habe. Eine zweite Möglichkeit, sich an einem literarischen Wettbewerb zu beteiligen, sei außerdem das Preisauschreiben des Reichsenders Breslau. Waldemar Glasers Ausführungen, die weit genauer, ausführlicher und zielsicherer waren, als sie hier wegen der Enge des Raumes wiedergegeben werden können, wurden von den Mitgliedern wiederholt mit großem Beifall aufgenommen. Nach dem Verbandsgauleiter sprach Verbandskreisleiter Kappler des Kreises Görlitz. Die Arbeit, die der Kreis Görlitz bisher geleistet hat, ist einfach mustergültig. Seine straffe Organisation und rege propagandistische

Tätigkeit haben die Berufsorganisation im Kreise Görlitz zu einer Organisation gemacht, wie sie sein muß. Das krasse Gegenteil davon waren die Ausführungen, die der Gaugeschäftsführer Paqué über den Kreis Glatz machte. Dieser Kreis scheint leider in eine gewisse Geruchsamkeit, die nicht die erfolgreiche Aktivität der Jugend kennt, geraten zu sein. Paqué, der dienstlich im Auftrage des Gaues in Glatz war, hat den Mitgliedern von Glatz aber Vorschläge gemacht und Anregungen gegeben, die, wenn sie genau durchgeführt werden, auf einen neuen Auftrieb schließen lassen.

Anschließend folgte die Aussprache, in der der stellvertretende Verbands-gauleiter Leonhard Hora, das Mitglied H. H. Knoblich und der anwesende Gast Jörg Breuer zu wichtigen Fragen Stellung nahmen.

Spät abends erst ging die Tagung auseinander. Jedes Mitglied fühlte — wie man so bezeichnend sagt — etwas von dem neuen, kräftigen Wind. Trotz aller Deutlichkeiten, die gesagt werden mußten, gingen die Mitglieder in herzlicher Kameradschaft auseinander.



Bericht über die Frühjahrsversammlung des Verbandskreises Grafschaft Glatz

Glatz, den 26. Mai 1935.

Die Tagung der Frühjahrsversammlung fand heute in Teuschers Weinstuben statt. Erschienen waren außer dem Kreisleiter U. Pinke die Herren Wiederlich, Rose-Neurode, Geisler-Runzendorf, Gröger-Eisersdorf, Klesse-Glatz. Entschuldigt hatten sich Fogger, Marx, Wittig, Niestroy, Prenzel, Müller-Neurode, Raboth und Weskamp. Aus Krankheitsgründen fehlten Paskowsky und Karger. Seitz befand sich im Auslande. Nicht entschuldigt waren Bartsch Alloys, Bartsch Hede und Heinisch.

Von nun an werden Nachrichten den Mitgliedern auf Druckblättern zugehen. Es wird vor allem darauf hingewiesen, daß der NDS. kein freiwilliger „Verein“ ist, sondern ein Fachverband, dem sämtliche Schriftsteller angehören müssen. Wer daher dem NDS. nicht angehört, darf weder als Buchverfasser noch als Zeitungs- und Zeitschriftenmitarbeiter seine Manuskripte veröffentlichen. Es wird angeregt, fortan in jeder Sitzung kürzere Arbeiten zur Besprechung vorzutragen; es sollen sich jedesmal Verbandsgenossen hierzu freiwillig bereit erklären, damit die jüngeren Kräfte sich an Beispielen der älteren und umgekehrt schulen können. Der Verfasser darf sein Werk selbst vorlesen oder vorlesen lassen.

Nach Beginn der Sitzung erschien als Abgesandter des Verbandsgaues Niederschlesien Herr Paqué aus Breslau; er besprach die Entwicklung des Verbandes im Gau und wies darauf hin, daß es notwendig sei, von den sich meldenden Mitgliedern Prüfungsarbeiten einzufordern, damit darüber ent-

schieden werden kann, ob es sich um berufene oder unberufene Schriftsteller handelt. Das glatte Stümperium (der sogenannte Dilettantismus) müsse ausgemerzt werden, da es für das Ansehen des RDS. empfindlich und schädlich ist. Schon jetzt hört man in Schriftleiterkreisen Äußerungen, daß nach ihren Erfahrungen der RDS. und seine Mitglieder überflüssig seien. Käme diese Überzeugung zum Durchbruch, dann „Gnade Gott dem deutschen Volke“. Deshalb müsse auf alle, die die Feder in die Hand nähmen, um zum Volke zu reden, ein gewisser Druck ausgeübt werden, dem sich keiner entziehen dürfe. Nur das Beste ist gerade gut genug, die Seele des Volkes zu bilden.

Da nach einer neueren Auslegung der Bekanntmachung des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer vom 30. Juli 1934 unter die Verlagsunternehmungen nicht nur die Buchverlage, sondern auch die Zeitungs- und Kalenderverlage fallen, ist es dem RDS. möglich, die sogenannten Außenseiter fernzuhalten und zu verhindern, daß ihre schädigenden Ergüsse den Geschmack weiter Kreise verderben.

Herr Paqué regte ferner an, dem Breslauer Sender Kurzgeschichten, auch Hörspiele, einzusenden. Diese Entwürfe mögen an Herrn Leonhard Hora (Anschrift siehe im „Schriftsteller“) eingesandt werden. Dem Rundfunk liegt viel daran, guten Autoren einen ausgiebigen Schriftsold zuzuführen, doch möge niemand verbittert sein, wenn nicht gleich alles nach Wunsch geht, denn es sei alles noch in Gärung begriffen.

Schließlich wurde angeregt, begabte Schüler höherer Lehranstalten als Gäste zu den Versammlungen des RDS. einzubeziehen, damit ein geeigneter Nachwuchs gesichert werden möge. Zu einem zu bildenden Ausschuß für die Bestrebungen innerhalb des Kreises wurden als Mitglieder vorgeschlagen: außer dem Kreisleiter U. Linke, der bei einer Abstimmung den Ausschlag gibt, die Herren Wiederlich, Rose und Klesse.

Darauf wurde die Verhandlung geschlossen.



Rundschreiben Nr. 16 der Reichsverbandsleitung

Betrifft: Doppelzugehörigkeit zur Reichskulturkammer und NS-Lehrerbund

Die Verfügung in „Der Schriftsteller“, Heft 6, Juni 1935, über die Doppelzugehörigkeit zur Reichskulturkammer und zum NS-Lehrerbund ist als ruhend zu betrachten. Es haben sich aus dem grundsätzlichen Verbot gleichzeitiger Mitgliedschaft in beiden Organisationen so erhebliche Schwierigkeiten ergeben, daß Antrag an die Reichskulturkammer gestellt wurde, die Frage der Doppelorganisation im RDS. und NS-Lehrerbund einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen. Heil Hitler!

gez. H. Vinhard, Geschäftsführer.

Verschiedenes · Schrifttum

Drittes Schlesiſches Sangerfest in Breslau vom 21. bis 23. Juni 1935

Es war ein auferſt glücklicher Gedanke, das Dritte Schlesiſche Sangerfest über den Rahmen ähnlicher Veranstaltungen der Vorjahre hinaus dadurch zu einem wirklich bedeutungsvollen großen Schlesiſchen Muſikfest auszugestalten, daß man außer den rein sangerlichen Veranstaltungen noch die Aufführung von Beethovens Neunter Sinfonie und eine Bach-Händel-Schuck-Feier in den Rahmen des Gesamtablaufes der Festtage gestellt hatte.

„Soviel ist gewiß, daß diese Neunte Sinfonie das riesenhafteste Monument ist, das noch im Reiche der Tonkunst entstanden.“ Das sind knapp aber kennzeichnend die Worte eines Berichtserfatters, der vor nunmehr genau hundert Jahren gelegentlich der Hamburger Aufführung der „Neunten“ als von einem „Festtag“ schrieb. Sie können ebenjogut auch für die jüngste Breslauer Aufführung im Rahmen des Sangerfestes in Anspruch genommen werden! Denn das muß man schon sagen: Wir haben hier in Breslau — abgesehen freilich von Konzerten des Berliner Philharmonischen Orchesters etwa unter Furtwänglers Stabführung — seit Jahren nicht mehr eine so vollendete und in ihrer Eindringlichkeit so ergreifende und erhebende Aufführung eines großen musikalischen Werkes überhaupt gehört. Zudem war die Aufführung der „Neunten“ — das soll auch einmal besonders hervorgehoben sein — eine musikalische Gemeinschaftsleistung im besten Sinne des Wortes! Zum Orchester der Schlesiſchen Philharmonie trat ein aus sieben Breslauer Frauen- und Mannerchoren gebildeter Massenchor, zu dem sich als Solisten unsere einheimischen Sänger Charlotte Kraeker-Dietrich (Sopran) und Alfred Stöckel (Tenor) sowie Margarete Hartmann (Alt) und Rudolf Wake (Ba) aus Berlin gesellten. Und wie kaum anders zu erwarten war, wurde diese Festauffuhrung zu einem großen persönlichen Triumph für den Dirigenten, den Gauchormeister des Schlesiſchen Sängerbundes, Hermann Behr.

Die Kirchenmuſikpflege steht in diesem Jahre im Zeichen der Meister des musikalischen Barocks. Daß die Werke jener Frühzeit der deutschen Muſik auch beim Dritten Schlesiſchen Sangerfest nicht fehlten, mag als ein besonderer Gewinn angesehen werden. So führte Dr. Heribert Ringmann am Nachmittag des zweiten Festtages mit Annelies Rupper (Sopran), Gerda Specht (Alt), Karl Brauner (Tenor), Bruno Sanke (Ba), Gerhard Zeggert (Orgel), Hans Piner (Cembalo), mit Mitgliedern der Schlesiſchen Philharmonie und einem gemischten Chor des Spitzerſchen Männer-Gesang-Vereins in der Magdalenenkirche eine kurze Bach-Händel-Schuck-Feier durch, die mit dem freudvollen „Halleluja“ aus Händels „Oratorium aller Oratorien“, dem „Messias“, ihren glänzenden Abschluß fand.

Am Abend des zweiten Festtages begann dann die eigentliche Arbeit der Schlesiſchen Sänger mit dem Begrüßungs-Konzert in der Jahrhunderthalle, das von den Kreisen 15 und 16 des Schlesiſchen Sängerbundes ausgestaltet wurde. Schon hierbei — und eindringlicher noch am dritten Festtage — zeigte sich mit erfreulicher Deutlichkeit, daß nun auch der sonst und nicht immer zu unrecht angegriffenel) Mannerchorgesang im Sinne eben des Männer-Gesang-Vereins als Begriff mehr und mehr jene Haltung annehmen beginnt, die unserem jungen Muſikleben und Muſikschaffen der Gegenwart entspricht. Es ist allein diese Erkenntnis, die zwei Möglichkeiten der Betrachtung des Gebotenen zuläßt, ja — geradezu fordert! Das ist einmal die Wertung allein des Künstlerischen und zum anderen die eben des Haltungsmaigen. So verdient als rein musikalisch beste Leistung Max Bruchs „Media vita“, der Schlachtgesang der Mönche aus Scheffels „Ekkehard“ (Leitung: Wilhelm Sträußler), hervorgehoben zu werden. Allerdings waren auch hierbei, nämlich in der Arbeitsgemeinschaft des Kreises 15, die vier leistungsfähigsten Breslauer Gesangsvereine beteiligt. Als zeitnahe und packende musikalische Feierwerke sind insbesondere die beiden Chöre mit Blaerbegleitung des Breslauer Ernst August Böckel zu nennen: „Die deutsche Not“ und „Schon steigen auf in Säulen“. Auch der Männerchor mit Blaerbegleitung „Langemark“ von Karl Schüler muß hierzu gerechnet werden, der in der Ausführung durch die Arbeitsgemeinschaft des Kreises 15 (Leitung: Rudolf Bilke) übrigens auferſt eindrucksvoll war. Leider aber verwichten die Blaer der Schlesiſchen Philharmonie diesen Eindruck oft durch ihr merkwudig ungepflegtes Spielen. Der Männer-

chor mit Bläserbegleitung „Wir“ von Hans Heinrichs, mit dem der Massenchor der Kreise 15 und 16 (Leitung: Hermann Behr) das Begrüßungs-Konzert beschloß, ist erst vor kurzem einmal in Breslau zu hören gewesen. Er erscheint in der Komposition unnatürlich schwer und ist zudem musikalisch dem bekenntnistarken Text nicht recht gewachsen, weil er einem leeren Pathos bedenklich nahe kommt. An Volksliedern hörten wir im Begrüßungs-Konzert nur zwei, darunter eine Bearbeitung des „Schlesischen Bauernhimmels“ von Carl Brauner, die echte bäuerliche Fröhlichkeit atmet.

Den Abschluß des Dritten Schlesischen Sängertages bildeten am Nachmittag des dritten Festtages schließlich zwei Hauptkonzerte in der Jahrhunderthalle und im Messehof. Hier schnitten, abgesehen von den von Hermann Behr geleiteten Massenchören, die Gesamtchöre der Kreise 3 (Snadenfrei) und 22 (Piegnitz) gefänglich am besten ab. Auch hier hörten wir wieder zwei Chorwerke, die wir in Zukunft bei geeigneten Anlässen als musikalische Feierwerke nicht missen möchten: der Massenor mit Blasorchester „Deutsche Volkshymne zum Lobe der Arbeit“ von Franz Philipp und das Fahrenlied „Es zieht eine Fahne vor uns her“ von Alfons Geisler, dem Kreischormeister des Kreises 9 (Waldenburg) des Schlesischen Sängerbundes. Um so bedauerlicher war es, daß die sonst durchaus vorbildlich gestaffelte Liedfolge auch noch jenes rhythmisch und melodisch schon so abgedroschene „Was ist des Deutschen Vaterland?“ enthielt. Es ist freilich schade um die Dichtung Ernst Moritz Arndts, aber in seiner musikalischen Minderwertigkeit ist gerade dieses Lied der Ausdruck eines Pseudo-Patriotismus, den der Männerchor eigentlich längst reiflos überwunden haben sollte! Erfreulich ist immer wieder dagegen die Begegnung mit Chören aus Hermann Grabners Sammlung „Der Sackelträger“, aus der der Gesamtchor des Kreises 13 (Schweidnitz) das „Herbstlied“ und den „Sackelträger“ sang. Zum Abschluß des Hauptkonzertes im Messehof hörten wir wieder einmal die fünf von Hermann Behr bearbeiteten schlesischen Volkslieder „Glorwürd'ge Königin“, „Bergmannslied“, „De Ufsabank“, „Bruder Malcher“ und „Kirchgang“. Und die freundige Stimmung, die diese Chöre immer wieder bei Sängern und Hörern aufkommen lassen, gipfelte schließlich im gemeinsam gesungenen „Gruß Gott!“ als einem wahrhaft schönen Bekenntnis zur großen Gemeinschaft des deutschen Liedes und allen Singens überhaupt.

Am Vormittage des zweiten Festtages hatte die Stadtverwaltung zu einer von Generalmusikdirektor Franz von Höflin geleiteten Kammermusik der Schlesischen Philharmonie als einer Sonderveranstaltung in die Räume des Schlosses geladen, bei der Bürgermeister Schönwälder das Wort ergriff. Bei der am dritten Festtage in der Schlesiernkampfbahn das Stadions abgehaltenen Ostdeutschen Weifestunde sprachen Gauleiter und Oberpräsident Wagner und der jetzige Leiter des Auslandsdienstes des Deutschen Sängerbundes, Rektor Brauner. Beim Begrüßungskonzert in der Jahrhunderthalle betonte der Gauführer des Schlesischen Sängerbundes, Studienrat Emil Fuchs, daß dieses Dritte Schlesische Sängertage das erste im Reiche Adolf Hitlers sei und zugleich eine große Heerschau für das im Jahre 1937 in Breslau stattfindende 12. Deutsche Sängerbundestfest sein sollte.

Im übrigen hat der Verlauf und die Ausgestaltung des Dritten Schlesischen Sängertages gezeigt, daß der Schlesische Sängerbund auf dem besten Wege ist, Träger des schlesischen Musiklebens überhaupt zu werden. Seine diesjährige Veranstaltung kann bereits als die Grundlage einer neuzuschaffenden Einrichtung eines ständig wiederkehrenden Schlesischen Musikfestes in Breslau angesprochen werden.

Heinz Rudolf Fritche

Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde Tretet ein in den Werkring od. die Theater- u. Konzertgemeinde

Anmeldungen

nimmt für Breslau die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstraße 49 (Laden)
entgegen

Beitrittserklärungen

aus anderen Orten sind direkt an die einzelnen Ortsverbände der NS.-Kulturgemeinde zu
richten, die in jeder größeren schlesischen Stadt vorhanden sind.

Nationalpolitisches Lesebuch. Herausgegeben von Waldemar Damer, Dr. Georg Rezat und Kurt Maßmann. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. 219 Seiten, 42 Abbildungen, gebunden 2,75 RM. — Mit dem Unbedenklichkeitsvermerk der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums versehen.

Das schöne Buch bietet alles Wesentliche, was zum geistigen Rüstzeug nationalpolitischer Schulung gehört. Das in vielen Reden und Aufsätzen verstreute Gut findet man hier unter klaren Gesichtspunkten geordnet. Volk und Bewegung sind ebenso eindringlich dargestellt wie der Führergedanke, das Gemeinschaftsbewußtsein und die Ehre der Arbeit. Die Aufsätze über „Volk und Kultur“ zeigen, welche Aufgaben wir besonders zu beachten haben. Artgemäße Kunst, deutsche Schrift und artgemäßes Recht behandeln einzelne Abschnitte. Und mit besonderer Freude liest man von Erntebrauch und Naturschutz.

Im Zusammenhang mit den jüngsten Maßnahmen werden die Erörterungen über „Volk und Wehr“ große Beachtung finden. Die Pflichten des Soldaten im neuen Reich stellt Major Foerster heraus, der durch seine Aufsätze über die Wehrmacht weitbin bekannt wurde. Voerzer, der Präsident des Deutschen Luftsportverbandes, weist die Notwendigkeit des Flugwesens nach. Schon diese Namen zeigen, daß man das Gedanken- gut der bedeutendsten Persönlichkeiten zusammengestellt hat. Das gilt für alle elf Abschnitte des Sammelbandes. Sehr zu begrüßen ist auch, daß die Grundzüge der Außenpolitik, des Kolonialwesens und des Auslandsdeutschentums einbezogen wurden. Endlich verdient der umfangreiche Abschnitt „Volk und Jugend“ größte Beachtung. Kurt Maßmann, der auch das Büchlein „Hitlerjugend, neue Jugend“ verfaßte, half sicher wesentlich mit bei der Zusammenstellung dieses Schlußkapitels. Es ist ein unvergeßlicher Mahnruf an die jungen Menschen, die den Aufbau des Staates im gleichen Geiste vorzuführen sollen. Klare Bildwiedergaben vom Arbeitsdienst oder vom Leben der HJ., herrliche deutsche Landschaftsbilder und Aufnahmen von den Festtagen im Dritten Reich helfen zur Vertiefung des Textes. So können ungezählte Anregungen von dem empfehlenswerten Werke ausgehen.

Dr. A. W.

Hermann Boeschstein. Hermann Stehr. Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker; germanistische Reihe, Band 15. Verlag Priebe'schs Buchhandlung, Breslau. 92 Seiten, geheftet 4 RM.

Der Verfasser nennt sein Buch eine „Einführung in die Stimmung des Werkes“ von Hermann Stehr. Danach vermutet der Leser feinsinnige Erörterungen über den Gesamtcharakter der Bücher des schlesischen Dichters. Der erste ausführliche Abschnitt wird „Die Seinschicht Diesseits und Jenseits“ überschrieben. Er gibt also Anlaß, die religiöse Grundstimmung zu erfassen. Hierbei geht Boeschstein kaum über früher Gesagtes hinaus. Wertvoll ist allein, daß auch die Spätwerke einbezogen sind. An einer Stelle heißt es: „Wir werden gebeten, die Ketten des europäischen Nationalismus abzuwerfen und uns den viel weiter greifenden Kräften der morgenländischen Seele zu öffnen.“ Was hiermit gesagt sein soll, bleibt rätselhaft. Stehr, der heimatverbundene Dichter, hat nichts mit dem Morgenlande zu tun. Solche Betrachtungsweise mag Werner Milch wohl bevorzugen. Und Boeschstein scheint dieser Einstellung verfallen zu sein, denn er nennt das Stehrbuch von Milch „Das Beste, was über Stehrs Gesamt-schaffen gesagt worden ist.“ Raergels Stehrbuch dagegen wird in der Studie nirgends genannt. Das gibt zu denken! Gerade dort wird deutlich, wie Stehr, der feinsinnige Gestalter seelischer Regungen, allem Geistesreicheln abgeneigt ist. Von psychopathischen Studien seines Werkes zu sprechen, ist gänzlich verfehlt. (Seite 17.)

Die folgenden Seiten „klopfen die rationale Ader des Werkes ab“ (S. 44) und bieten einiges Anregende über die hohe Geltung des „Peter Brundeisener“ und „Nathanel Maechler“. Außerdem weist Boeschstein das völkisch Echte in den Dichtungen nach. Dann sucht der Verfasser herauszustellen, wie wir als ästhetisch eingestellte Leser getroffen werden. Hier heißt es einmal: „Das Riesengebirge scheint in den Dichtungen Stehrs erst eigentlich zu entstehen, ähnlich wie das Münsterland im ‚Heiligenhof‘.“ Solchen Gedanken geht man gern nach, ebenso dem, was über die Beschreibung abstoßender Vorgänge gesagt wird. Aber der Schluß dieses Abschnittes ist nur eine äußere geringwertige Beobachtung. „Sub-nah ist der einzige, der auch auf der Eisenbahn etwas erleben kann.“ (!) Leider setzt der Abschnitt „Sprachwelt“ diese Form fort. Vom Einführen in die Stimmung kann nicht mehr die Rede sein. Dort steht: „Der sub-stantivierte Infinitiv macht klar, daß Stehr

weiter treibt als nur zu einem gleichberechtigten Nebeneinander von Abstraktum und Konkretum.“ Wohin solche Betrachtungsweise führen kann, mag noch eine Stelle zeigen. S. 78 heißt es: „... oder Konkretes wird eingeschachtelt.“ Als Beispiel dafür steht nach dem Doppelpunkt „Unterbeinkleider“ u. a. Das darf in einem Buche, das ernst genommen werden will, nicht begnügen. Ob es berechtigt ist, Stehr mit Spitteler zu vergleichen, wie es am Anfang und Ende geschieht, mag außerdem dahingestellt bleiben. Abschließend muß gesagt werden, daß von dem Buche vielleicht manche Anregung ausgehen kann, daß man es aber keineswegs kritiklos hinnehmen darf. W.

Martin Krockow. Deutschlands Zusammenbruch und Freiheitskampf. 1918/1935. 292 Seiten; steif geheftet 3,85 RM., in Leinen 4,75 RM. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. — Mit dem Unbedenklichkeitsvermerk der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums versehen.

Es ist eine menschliche Eigenart, daß in der Erinnerung Not und Pein verblasen. Vergangene Zeiten des Lebens sieht man nur im besten Lichte. Dabei kann auch leicht der Kampf, das Ringen dieser Zeit vergessen werden. Man wünscht sich den stillen Frieden, solches „Glück“ immer wieder und wird dadurch müde gegenüber den Fahrnissen. Philistertum droht, das Versinken in eine tatlose Behaglichkeit. Wir Deutschen haben vielleicht am meisten darunter gelitten, haben oft unsere Erfolge dadurch geschwächt. Das darf in Zukunft nicht wieder geschehen. Wir müssen darum alle Werke begrüßen, die uns die Kampfzeit in ganzer Klarheit vor Augen stellen. Sie zwingen uns, die Jahre noch einmal zu erleben, Gegenwart und Zukunft danach zu gestalten.

Unter solchen Büchern ist die Darstellung von Krockow besonders hervorzuheben. Hier ist jeder Abschnitt von Liebe oder Haß durchglüht. Hier wird der aufmerksame Leser vom Anfang bis zum Ende mitgerissen. Als drückende Last empfindet er noch einmal die Jahre der Zersplitterung, die unsinnigen Bedingungen des Versailler Diktates. Der erste Abschnitt berichtet vom „Dolchstoß in den Rücken des kämpfenden Heeres.“ Da werden Äußerungen der ausländischen Mächte herangezogen. General Maurice sagt: „Eine Armee ist in einem nationalen Kriege hilflos, wenn sie nicht durch den Geist der Nation unterstützt wird.“ Und man lese dann von den Zuständen in Deutschland!

„Über welche Summen die Revolutionäre verfügten, zeigt die Aufstellung des bayerischen Revolutionsministers Eisner, eines galizischen Juden, der in 2 Monaten 164 Millionen für die Finanzierung der Revolution verbraucht hat.“ Waffenstillstand, Pariser Friedenskonferenz und Versailler Diktat sind als das Ergebnis solcher Schmach herausgestellt. Die Abschnitte verdeutlichen, wie der Krieg der Zersetzung fortgeführt wurde. Das Zentrum, vor allem Erzberger, Judentum und Marxismus waren damals teuflisch am Werke. Eine jüdische „deutsche“ Pazifistin erklärte in England: „Ich danke den Alliierten für die Gabe des Versailler Friedens, eine der gesegnetsten Gaben, die Deutschland je empfangen hat; denn er verringerte das Heer auf 100 000 Mann. Das einzige, das ich daran aussetzen habe, ist, daß er Deutschland überhaupt ein Heer ließ.“ Bei den Abtretungen der Gebiete verhält es sich ähnlich. Die deutsche Regierung, z. B. der jüdische Ministerpräsident Hirsch, gab Ostgebiete auf. Pilsudski dagegen betonte noch 1918: „Was wollen wir denn in Oberschlesien? Das ist doch seit altersher eine preußische Provinz.“ Von Bayern aus waren wieder andere Bewegungen im Gange. Man plante die Errichtung eines Zentrumsstaates, der Schlesiens Republik, und wollte das Reich durch Zersplitterung schwächen. Um so leuchtender erstrahlen dabei das Schicksal Schlageters, der Kampf der tapferen Landjäger von Karf OS. und der Tod des Saararbeiters Jakob Johannes.

In dieser Weise verteilt der Verfasser immer wieder Licht und Schatten. Der Abschnitt „Das deutsche Volk unter der Herrschaft artfremder Mächte“ zeigt die verhängnisvolle Lage im Innern noch einmal in aller Deutlichkeit. Mit Ekel liest man, was damals die Presse magte. 86 Prozent aller Theaterleiter waren Juden. Schon das sagt genug. Daneben tauchen all die Unterschlagungsprozesse auf, und jedem mußte klar sein, welche ungeheure Gefahr damals drohte, was wir alles der deutschen Freiheitsbewegung zu verdanken haben. Die Schlussbetrachtungen zeigen den Aufstieg, das Eintreten für Ehre, Freiheit und Volksgemeinschaft. Ein packendes Lebensbild Hindenburgs, eine klare Darstellung von Hitlers Werdegang sind in die Betrachtungen eingefügt. Am Ende verdeutlicht eine übersichtliche wertvolle Zeittafel noch einmal den Gegensatz von Zusammenbruch und Freiheitskampf. Keiner sollte an diesem Buch vorbeigehen!

W—e.

Die 2. Mai/1. Junifolge der „NS. Schlesischen Hochschulzeitung“

befaßt sich eingehend mit den mannigfachen ungelösten und nach Klärung drängenden Fragen des Donauraumes und seiner Staaten. Die engen wirtschaftlichen und völkischen Beziehungen Deutschlands zu den Donaustaaten verlangen gerade heute wieder ein gutes Einvernehmen und Zusammenarbeiten, wie es auch schon früher zwischen diesen Staaten der Fall war. Denn das eine ist deutlich erkennbar, daß im Donauraum nie ohne Deutschland eine Klärung und Beruhigung von längerer Dauer eintreten wird. In einem Aufsatz „Die wirtschaftspolitische Stellung der Donaustaaten“ von W. Hahn werden vor allem auch die wirtschafts- und handelspolitischen Beziehungen zu Deutschland eingehend beleuchtet. Wie stark nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch kulturelle und politische Einfluß Deutschlands ist, zeigt ein Beitrag von E. Birke, „Deutsche und französische Einflüsse in der Nationalbewegung der süd-europäischen Kleinvölker“. Die jüngsten Wahlen und die durch sie wieder lebendig werdenden Fragen nach „Einheitsstaat oder Föderalismus in Jugoslawien“ behandelt ein Aufsatz von S. W. Trötschel. Andreas Joten faßt alle diese Fragen noch einmal zusammen in einem kurzen geschichtlichen Überblick, in dem die verschiedenen politischen Einflußsphären der europäischen Länder, vor allem Frankreichs und Italiens deutlich werden.

In dem zweiten Teil der Folge kommen die Breslauer Hochschulen zu Wort und schlesische Studenten sprechen von ihrer Arbeit im Landdienst und Ostsemester. Ferner zeigt der Rektor der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität die Pläne über den weiteren Ausbau der Universität zu einer politischen Hochschule, die in dem deutschen Grenzlande Schlesiens die Pflichten einer Grenzlandsuniversität zu erfüllen hat. Die deutschen Studenten werden aufgerufen, ihre Kräfte dem studentischen Landdienst zur Verfügung zu stellen und sich in diesem Kampf schlesischer Studenten um deutsches Volkstum einzusetzen.

*

Das von der Provinzialverwaltung von Niederschlesien herausgegebene Mitteilungsblatt „Niederschlesien“, welches jetzt in seinem 6. Jahrgang erscheint, bringt im ersten Teil des Heftes veröffentlichten Doppelheftes, wie stets zu Beginn des neuen Rechnungsjahres, einen Überblick über die Gestaltung des Haupthaushaltsplanes der Provinz für 1935 an Hand einer Reihe von

Sonderaufsätzen; diese behandeln zunächst den Haushaltsplan im allgemeinen und dann im besonderen die wichtigsten Sachgebiete wie Verkehrswesen, Wirtschaftspflege durch Landeskultur und Hochwasserchutz, weitere Maßnahmen zur Wirtschaftsförderung, ferner die Einrichtungen zur Kulturförderung und schließlich das umfangreiche Gebiet der Wohlfahrtspflege. Etatstand und Eataussichten der Provinz Niederschlesien sind zum mindesten als nicht ungünstig zu bezeichnen, und zum ersten Male seit Jahren ist die Möglichkeit gegeben, Aufgaben, die sonst nur noch über den Außerordentlichen Etat finanziert wurden, wieder in den Ordentlichen Etat zu nehmen und diesem an einzelnen besonders wichtigen Stellen kleine Erhöhungen der Ausgabenansätze zukommen zu lassen. Entscheidend bleibt aber die Entwicklung der Gesamtwirtschaft, von der die Verwaltung nur ein kleiner Ausschnitt ist.

Über die Entwicklung der niederschlesischen Wirtschaft, die sich infolge der besonders gelagerten und nicht leichten Verhältnisse unter Hemmungen und Schwankungen vollzieht, berichtet der zweite, statistische Teil des Mitteilungsblattes, bearbeitet im Statistischen Amt der Provinzialverwaltung von Niederschlesien (Leitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel). Dabei kommt für das erste Vierteljahr 1935 im Vergleich mit der entsprechenden Vorjahrszeit die Lage der Landwirtschaft, der Industrie in ihren einzelnen Zweigen, des Handels und Handwerks sowie die aufstrebende Wirtschaftsentwicklung durch eine Reihe von Einzelmerkmalen zur Darstellung.

Den Abschluß bildet wiederum eine Anzahl (10) von Statistischen Sonderbeilagen, so u. a. über die ansteigende Bevölkerungsentwicklung 1934 in Niederschlesien; über die einschneidenden Veränderungen der Altersgliederung der Bevölkerung Niederschlesiens in ihren Auswirkungen auf das Wirtschaftsleben; ferner über die für Schlesiens bedeutamen Siedlungsergebnisse 1934 und über Niederschlesiens Bevölkerung in ihrem beruflichen und sozialen Aufbau sowie über die Ergebnisse der eigenen preisstatistischen Erhebungen. —

Auskunft über das Mitteilungsblatt „Niederschlesien“ gibt das Statistische Amt und die Pressestelle der Provinzialverwaltung, Breslau 2, Landeshaus, Gartenstraße 74.

Der Oberpräsident
(Verwaltung des Niederschlesischen
Provinzialverbandes.)

Jahrestagung des Reichsverbandes der deutschen Zeitschriften-Verleger

Die diesjährige Jahrestagung des Reichsverbandes der deutschen Zeitschriften-Verleger, die im Marmoraal des Zoologischen Gartens in Berlin stattfand, erfüllte zwar im hauptsächlich die Satzungsmäßige Verpflichtung, über die organisatorische Arbeit des Reichsverbandes und die mannigfachen fachlichen Aufgaben, die ihm im Rahmen des Reichskulturkammergesetzes gestellt sind, zu berichten. Darüber hinaus aber war diese Jahrestagung, an der rund tausend deutsche Zeitschriftenverleger teilnahmen, eine eindrucksvolle Kundgebung für den hohen Stand des deutschen Zeitschriftenwesens und seine Werbung im In- und Ausland. In diesem Rahmen betonte Ministerialrat Dr. Jahnke, der an Stelle des durch anderweitige dienstliche Inanspruchnahme verhinderten Reichsministers Dr. Goebbels die Griffe des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda und der Presseabteilung der Reichsregierung überbrachte, daß der Nationalsozialismus die Bedeutung der periodischen Druckschrift erkannt und ihr eine besonders hervorragende Stellung im nationalsozialistischen Staat gegeben habe. Dank ihrer meisterhaften Ausgestaltung und ihres hervorragenden Inhaltes hätten die deutschen Zeitschriften in der Welt stets in hohem Ansehen gestanden. Heute seien sie als Sendboten deutschen Kulturlebens und Schaffens in ganz besonderem Maße berufen, die Absichten und Werke des Führers den anderen Nationen zu übermitteln. Dr. Richter, der Geschäftsführer der Reichspressekammer, bedauerte, daß die deutsche Presse, obgleich selbst ein Instrument der Propaganda, so wenig für die eigene Arbeit Propaganda zu machen verstehe. Der Vertreter des Werberates der deutschen Wirtschaft, Prof. Dr. Hunke, hob den Wert der Zeitschrift für die fachliche Fortbildung in allen Zweigen hervor und stellte die Bedeutung gerade der Zeitschrift als Instrument der Werbung im In- und Ausland heraus. So vielseitig das deutsche Zeitschriftenwesen in Form und Stoff ist, so notwendig ist auch, das betonte insbesondere Hauptmann Weisz, der Leiter des Reichsverbandes der Deutschen Presse, ihre Einheitlichkeit im weltanschaulichen Geiste. Wie tief die Zeitschrift, welches Sondergebiet des geistigen und beruflichen Lebens sie auch immer bearbeitet, im Volke wurzelt, wies in einem eindrucksvollen Vortrag Verlagsdirektor Alfred Hoffmann (Berlin) nach. Die Gesamtauflage aller deutschen Zeitschriften einschließlich der Werk- und Hauszeitschriften, der Vereins- und Standesblätter, könne auf

120 bis 125 Millionen angenommen werden. Eine gewaltige Zahl, die die Einflußweite der deutschen Zeitschrift auf das Volksganze erkennen läßt. Um so größer kann unsere Freude sein, daß der nationalsozialistische Staat ausgeräumt hat mit der Möglichkeit, Undeutsches, Ungeistiges, Unkulturelles und Unsittliches durch die Presse ins Volk gelangen zu lassen. Die Verpflichtung zu größter Verantwortlichkeit der verlegerischen und schriftleiterischen Leistung und der bedingungslose Einsetz aller Kräfte, diese Leistung noch zu steigern und zu fördern, wo es nur geht, kennzeichnet den heutigen hohen Stand des deutschen Zeitschriftenwesens. Mit Recht setzte sich der Leiter des Reichsverbandes der deutschen Zeitschriften-Verleger, Willi Wischoff, der sich zu Beginn der Tagung in längeren Ausführungen mit dem organisatorischen Aufbau des Verbandes und den letzten Anordnungen der Reichspressekammer befaßt hatte, dafür ein, daß an den deutschen Hochschulen mit Zeitungswissenschaft auch Lehrstühle für Zeitschriftenforschung errichtet werden. Diese werden nicht nur dem beruflichen Nachwuchs zugute kommen, sondern der Allgemeinheit auch den Wert der Arbeit an und durch die Zeitschrift verdeutlichen. In diesem Sinne hat der Reichsverband der deutschen Zeitschriften-Verleger nunmehr das Reichserziehungsministerium und das Reichspropagandaministerium gebeten, sich dieser Frage anzunehmen und sie baldmöglichst zu verwirklichen. Eine Anregung, die um so mehr auf baldige Verwirklichung hoffen darf, als der Deutsche Zeitungswissenschaftliche Verband jetzt auch das Zeitschriftenwesen als Haupt- und Pflichtvorlesung in den Vorlesungen vom Reichswissenschaftsminister in Kraft gefassten Lehrplan der Zeitungswissenschaft eingefügt hat. Die große Kundgebung der deutschen Zeitschriften-Verleger fand in folgendem Telegramm an den Führer und Reichskanzler sichtbaren Ausdruck:

Tausend deutsche Zeitschriftenverleger, die sich heute zu ihrer Jahrestagung in Berlin versammelt haben, bedenken in Verehrung ihres Führers und geloben ihm treue Gefolgschaft. Daß die deutsche Zeitschrift stets als ungetrübter Spiegel deutschen Wesens in aller Welt wirke, betrachtet der deutsche Zeitschriftenverleger als seine vornehmste Aufgabe.

Aus der Präsidialkanzlei ging daraufhin folgende Drahtung ein:

Dem Reichsverband der deutschen Zeitschriften-Verleger danke ich für den mir telegraphisch übermittelten Treuegruß, den ich mit aufrichtigen Wünschen für Ihre Arbeit herzlichst erwidere.

Adolf Hitler.

